

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 82

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Volker W. Degener

Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort von
Joachim Wittkowski



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 82

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Verbindung mit der
Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 82

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Coverabb. Anita Schiffer-Fuchs/Süddeutsche Zeitung

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2019 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1307-9
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Gedichte	
Reif	9
Trampen	9
Kleines Spiel	10
An manchen Ufern	10
Zukunft	11
Gegen die Überstunden	11
Entwicklung	12
Mißgeburt	12
Desertieren	13
Arbeiterhände	14
artmäßige festlegung	14
erziehung	15
bildungsurlaub	15
Fortschritte	16
Segel	16
Caput	16
Auch morgen und übermorgen	17
Ärgernisse	17
Konversation	18
Endlösung	18
Das Mikrophon	19
Finale	19
Verschickung	20
glücksgefühl	21
frühbeet	21
Sommerbad Herne	22
durchatmen	23

Zufrieden	24
Ritual	24
Festhalten	25
Aphorismen	
Aphorismen I	26
Aphorismen II	27
Aphorismen III	28
Erzählungen	
Mitfahren	29
Liebe Mama	30
Der Auftrag	31
Laufbahn	35
Abgesahnt	36
Bommie	38
Theater mit Ali	42
Das allerbeste Stück	45
Zuneigung	46
An diesem Montag kam er nicht	48
Der Blumenmann	61
Erzählungen für Jugendliche	
Okay, geht niemand was an	72
No satisfaction, no future –	86
Mit Feuer und Flamme	96
Deine Chance, Anne	105
Kritik und Engagement	
Intellektueller Wortverschnitt	111
ADORNO: Künstler sind anachronistische	113
Heimarbeiter	
Kurz und mündig	119
Vom kaputten Kohlenpott	120

Nicht von Pappe	121
Ratten, Schmeißfliegen und ihre Produkte	123
Wer ist denn hier im Abseits?	128
Anschreiben gegen das Vergessen	130
Ich hatte mir Glück anders vorgestellt	132
Der letzte schreibende Kumpel	134
Gemeinsam einsam	136
Vorwort [zu: noch dunkel schon hell]	139
Selbstauskünfte	
Wie kam es, dass Sie vom Polizisten zum Schriftsteller gekommen sind?	142
Fast zwanzig Jahre danach	143
Haben Sie, nicht nur als Polizist, sondern auch als Schriftsteller, eine besondere Nähe zum Ruhrgebiet?	144
Im Rückblick	146
Nachwort	148
Textnachweise	159

Gedichte

Reif

Am Abend des Orest
Tropft Schwüle als Blei
Von den verschmierten Wänden

Kurz darauf hält ein Gewitter
Sein zerbrochenes Gesicht
Über den Zenit

Mit den Händen herangehen
An ein Geländer
Um ganz leicht zu sein

Trampen

Rinder ruhen
In ihre Leder
Kniegebeugt

Zögernde Landstraße
Mit viel Horizont
Lümmelt vorbei

Gammler schlurft
An alternder Zukunft
Linksseitig gegen Mittag

Kleines Spiel

Entdecke in den Gärten
Aus mundlosem Stein
Spuren kleiner Freude
Quadrate
Verwaschener Kreide
Und Himmel und Hölle und alles leer
Will nicht dein großgelber Hut
Hüpfen auf blinden Kacheln
Hüpfen hüpfen mit einem Bein hüpfen
In den Himmel für Augenblicke
Dann steif davongehen
Männer reden lassen wie zuvor
Keineswegs erhaben
Aber sicher
Nach dem Flug in vergessene Zeit

An manchen Ufern

Sitzen
auf den Steinen der Trostlosen
Atmen
den luftgrauen Gesang
Erwägen
ein Licht voll Zukunft
Rheinschiffe zerlegen
Den Zug
Reisender Möven die fremd
Auf dem Wasser ruhen

Zukunft

im kalender
alle tage

wahllos herausreißen
denn sie sind

schon hinlänglich
bekannt

Gegen die Überstunden

Taumeln noch Minuten
Ungenutzt durch die Luft

Auf meinen Feierabend gehockt
Sauge ich
Rausch aus leerem Flaschenhals

Sehe zu wie die Erde
Eine Sonne auf den wunden Leib preßt

Entwicklung

Damals

Als man uns Kinder nannte
Setzten wir Blechdosen
Uns auf den Kopf
Lachten uns halbtot
Vor Spiegelscherben

Heute

Wenn man uns Bürger nennt
Drückt man Stahlhelme
Uns aufs Gehirn
Lachen gefriert
Vor Spiegelportalen

Immer noch sind wir
So unbehütet wie je

Mißgeburt

Mit strahlender Kreide
Malten wir uns Boote
Auf die Brust

Doch die See kam und spülte
Sie in den Horizont
Wir rannten
Mit nackten Seelen
An Land

Desertieren

hier kommt man ja
nicht raus
ich muß endlich weg
der blöde gammeldienst
mach mich krank

ab zu den amis
die haben noch aufgaben
auf dieser weit
und aussicht
auf den weltraum

mal erfahren
wie manöver in der praxis
aussehen
bei rot oder gelb

hier streuen wir nur
harmlose desinfektionsmittel
ins becken

hautsympathischer knigge
für staatsbürger
in republikuniform
keine amortisation

hochleistungswaffen und ziele
mit denen wir verhandeln

und sprachregelungen

endlich mal die kräfte messen
im fairen wettbewerb
achtung verschaffen
mensch
das wär was

Arbeiterhände

Das Fresko vom Stundenlohn
Ruht in ihnen jahrhundertlang
Langsam wachsende Klammer
Mit der Musik des 1. Mai
Trommeln sie
Ihre Ansprüche
Auf die öffentliche Membrane
Nichts
Gilt das Licht
Zwischen den Knochen

artmäßige festlegung

natürlich
kleide ich mich gut
zweifellos
speise ich hervorragend
selbstverständlich
lese ich ausgezeichnete bücher

kritische distanz zum bösen
dokumentiert meinen sicherheitsanspruch

erziehung

notwendig
das erkennen des bösen
das ordnen
ist eine böse erfahrung
ist erforderlich
ist eine gute erkenntnis
das säubern
das erfahren des guten
notwendig

bildungsurlaub

staats
staatsgebiet
freiheitlich
sozialer

bürger
staatsvolk
demokratische
rechts

kunde
staatsgewalt
grundordnung
staat

Fortschritte

für mich
ist es ein kleiner schritt
für die menschheit
ein großer
sagte neil armstrong
und landete
im wachsfigurenkabinett
von madame tussaud

Segel

deinen kragen kind
deinen blauen kragen und den rumpf
des bootes
kenne ich längst
kenne ich wie den see
kenne ich wie alle vergeblich
gesuchten seen in unserer stadt

Caput

die falsche einschätzung
einer brückendurchfahrt
kostete in der nacht zum sonntag
auf dem mittellandkanal
dem schiffsführer k. das leben
er hatte sich in der dunkelheit
im offenen ruderhaus
wegen des besseren Überblicks
auf einen hocker gestellt
die anderen schiffsführer
erklärten daß sie keine hocker
mehr an bord hätten

Auch morgen und übermorgen

diese mieter kommen abgezählt
zur tapezierten gruft
nie mehr
nie weniger
viel zu viele
schütterte geirne stellen
keine frage
lustlos blättern
abgelebte augen in
türen schenkeln inseraten
poliertes glücksgefühl
in herzen aus krankenscheinen
darüber klebt der katholizismus
als orden auf gepflegter brust
ich glaube ihnen
das stumme in den mündern

Ärgernisse

meine fantasie
leidet an übergewicht
gestern habe ich im schlaf
gesagt ich schlafe
bestellte streichhölzer nach maß
sah das meer
in meinem suppenteller
hörte einen taktstock
seinen dirigenten dirigieren
sah eine brust
die den säugling leertrinkt
entdeckte einen chirurg
nackt auf seinem operationstisch
erkannte hitlers stimme
unter den vergasten in auschwitz

Konversation

vorführung der genormten gesten
lebhaftes kontroverse
um das primäre im endeffekt
fransenteppich
geknüpft am verb
so kalt so heuschreckenbeinig
wie koexistenz
ein phoenix fällt
schweigend aus dem duden
kreislaufschwäche
die ihn in den sessel drückt
argumente
werden opfer der fliehkraft

Endlösung

weiße hände verbrannten
ihn mit napalm
weiße hände zerrten
ihn ans tageslicht
weiße hände reichten
ihn liebevoll weiter
er wurde 13 jahre alt
thach-nhiep lebte noch
und starb in oberhausen
in weißen händen
für eine gerechte sache

Das Mikrophon

in das harte gitter
bläst meine mundhöhle
glitzernde laute
schon beim abgang
spüre ich ihre
fremde durchschlagskraft
selbständig schwingt
die absicht zurück
um mich zu überzeugen

Finale

es ist nicht mehr
alles
an seinem platz
was ich gebrauchen kann
ist wenig
wird mit jedem gelesenen
buchstaben weniger
vokale worte sätze
denken über mich nach
ich verlasse die ordnung
strukturrisse provozieren
die nützliche einsturzgefahr

Verschickung

So viele sind wir
gar nicht mehr
sagt die zehnjährige
denn unser alter
kommt nicht mehr her
aber einmal
da war eine schwester da
gemeindeschwester oder sowas
die sagt
zu unserer mutter
die soll doch auch mal
urlaub machen
richtigen urlaub
und wir
ins kinderheim hammelbach
da sind wir drei
die moni die karin und ich
gleich in den tierpark
gesaust
damit sie uns nicht kriegen
aber die kamen erst
ein halbes jahr später

glücksgefühl

dieses samtgeflügelte ding
gaukelt mir was vor
hält still auf trockener rinde
beobachtet

mich

es kennt sich aus
in meiner natur
das auffliegende gelb
mag ich nicht enttäuschen

frühbeet

lasst uns die erde
aufbrechen

wir müssen uns zeigen
der hoffnung wegen

höchste zeit
für ein überlebenszeichen

vertrau der
urkraft der basis

durchlöchert
die gemeine Oberschicht

mit grünen lanzen
ein zeichen setzen

schluss mit der kaltfront
uns gehört die bunte welt

licht
vergräbt die dunkelheit

Sommerbad Herne

das lockende stichwort und
schon tauchen sie auf
die vergilbten bilder
mit neuem farbanstrich
erhitzte jahresmitte
die endlose stunde fußmarsch
mit gerolltem handtuch unterm arm
wie die bergleute
gärtnerei
fußballplatz
zechensiedlung
kassenhäuschen
durstige blicke auf sinalcoflaschen
der radiobewaffneten nebenleute
hastige schwimmversuche
über eck
die rettende griffrinne
ehrfurchtsvolles blinzeln
zum zehner
mit seinem abwehrenden schatten
zerschmolzene butterbrote
auf dem braunen rasen
unerreichbar lange mädchenbeine
erste ahnung vom geheimnis
ihrer brustspitzen
spiegelblick auf
sorgsam gescheiteltes haar

blaue badehosen trocknen
nur widerwillig
sonnenbrand trotz nivea
auf dem verfluchten rückweg
nach bochum
das dürre eingeständnis
selbst schuld
aber morgen schon
gibt es einen neuen plan

durchatmen

das verschwitzte hemd
auf der haut
der schmerz
im lendenwirbel
gartengerät
das handflächen in brand setzt

träges zurücklehnen
auf sprödem holz

überraschender erdgeruch
sattes gefühl der nähe
geerdete kraft
eine ahnung von glück

Zufrieden

ich sauge das herbstblau
in meine augen

sie folgen den
winkenden vögeln

schalen von kastanien
halten mich auf

meine lippen führen
selbstgespräche

Ritual

ein gelbes blatt verwackelt
sich zu boden

die gefüllte gießkanne nickt
den astern zu

noch hocken die wolken
stumm beieinander

der wind wartet
aufgeregt hinter der hecke

ich werfe heile worte
in den himmel

im vertrauen darauf
dass nichts so bleibt

Festhalten

winter klirrt
unter dem schuh

eisspiegel auf dem pfützenrest
bestürzende schönheit
die nichts von sich weiß

spurensichere
helle asche

in der stille
suchen meine gedanken
eine feste adresse
erwarten eine schrift
in meinen zögernden schritten

Aphorismen

Aphorismen I

Es bedarf vieler Gedanken, um einen guten zu notieren.

Johannes Gutenberg soll auch die Druckfehler erfunden haben.

Manche Umwege führen direkt heim.

Bei jeder Meinungsäußerung laufe ich Gefahr, dass irgend ein Dummkopf mit mir übereinstimmt.

Bekanntlich werden unbekannte Soldaten erst als Tote bekannt.

Höflichkeit sollte man rücksichtslos durchsetzen.

Immer von ihm wissen, heißt nicht, den Tod erwarten.

Vor Gericht sind alle gleich. Aber nicht vor allen Richtern.

Die wahren VEREINTEN NATIONEN findest du hinter unseren Gefängnismauern.

Ohne Verlierer macht das Siegen keinen Spaß.

Für das eigene Glück ist das fremde Unglück manchmal hilfreich.

Armut lässt sich mathematisch senken. Indem man sie auf mehr Menschen verteilt.

Auch das Schweigen ist ohne Denkarbeit nicht möglich.

Aphorismen II

Das Körnchen Wahrheit wird leicht zum Sand im Getriebe.

Der Gleichschritt ist der Feind des Fortschritts.

Willst du etwas verändern, lege den Finger in die Wunde und nicht in den Abzug.

Einem Diktator sollte man nur dann die Ehre erweisen, wenn es definitiv die letzte ist.

Zeitungen eignen sich gut zum Einwickeln.

Was wirkt bei Einsamkeit besser – der Hausarzt oder das Haustier?

Manche Gerichte verursachen bei genauer Betrachtung Schluckbeschwerden.

Die Angst vor dem langsamen Tod bringt manche schneller ums Leben.

Suizid: Desertieren ins Jenseits.

Wer sein Gesicht wahren will, verliert dabei manchmal den Kopf.

Manche Flasche wird nicht rechtzeitig kaltgestellt.

Dir gehört nur, was du verschenken kannst.

Ein guter Ruf entsteht oft in aller Stille.

Um Gedanken lesen zu können, braucht man ein Buch.

Aphorismen III

Ein gutes Gewissen profitiert von einem schlechten Gedächtnis.

Ein langes Leben ist kein Garant für Lebenserfahrung.

Wir wissen eine ganze Menge nur halb.

Die Spaßgesellschaft lacht am liebsten über die, die es ernst meinen.

Man lernt nie aus – den Fehlern der anderen.

Ein Populist versteht es, seine Lügen verstehbar zu machen.

Politikverdrossenheit: Die schweigende Mehrheit gibt den Ton an.

Die Gierigen, das sind immer die anderen.

Banker sind hart im Nehmen – auch bei den Boni.

Die größten Fehler sind die, die man ein zweites Mal macht.

Aphorismen gehen einem nur kurz auf den Geist.

Wo die Liebe hinfällt, erhebt sich vielleicht das Glück.

Kirchfenster erleuchten uns von innen.

Für etwas brennen schützt vor burn out.

Erzählungen

Mitfahren

Weil der Abendzug überfüllt war, weil wir müde waren, bekam die alte Frau keinen Sitzplatz. Deshalb lehnte sie an der Wand. Mit der einen Hand versuchte sie sich festzuhalten, an dieser verflucht glatten Wand. In der anderen Hand zerquetschte sie einen Blumenstrauß. Graublassee Blüten bogen sich aus dem Zeitungspapier. Bescheidene Margeriten, wie man sie in Gärtchen hinter zweistöckigen Häusern in einem mit Backsteinen eingefassten Beet findet.

Über ihrem Arm hing ein Netz mit Äpfeln. Kleine, fast ungenießbare Knollen, rot und gelb gefleckt. Das Netz zog ihre Haut am Handgelenk faltig.

Wir standen in den Gängen und lasen flüchtig großbuchstabige Zeitungsblätter, sahen mangelhafte Spiegelbilder in den Scheiben, vermischt mit Neonröhren, und gelbe und weiße Lichter kamen und gingen, es waren immer die gleichen. Ich merkte erst jetzt, wie schlecht die Bahnspur verlegt war. Die Alte lehnte sich gegen die Wand aus Reklameschildern und Landkarten. Sie bekam keinen Sitzplatz, der Zug war überfüllt. Ihre Mundwinkel hingen schlaff herab. Schlaff ihre ganze Erscheinung, schlaff die Hand, als sie den Mantel der heißen Luft wegen zu öffnen versuchte.

Dann hielt der Zug, Plätze wurden frei, ein Mädchen kam und nahm der Alten die Äpfel ab und hängte sie unter das Gepäcknetz. Die alte Frau sagte kein Wort, beeilte sich zu lächeln und begann ihren greisen Mantel ausziehen, an einen Haken zu hängen.

Das Abteil ruckte kräftig an, im gleichen Augenblick bewegte sich das Netz unter der Gepäckablage. Pendelte in unregelmäßigen Schwüngen, vor und zurück, nach links, rechts, wieder zurück, unregelmäßig. Pendelte bedrohlich

nahe an einen kahlen Schädel heran, auf dem von der Stirn her ein paar Haare in den speckigen Nacken gezogen waren.

Ich sah, daß die Alte aufstehen wollte, aber sie wagte es dann doch nicht. Die Äpfel, zusammengehalten von einigen geordneten Bindern, gehorchten unbeirrt ihrer Fliehkraft.

Sie wollte dem ahnungslosen Schädel nicht lästig werden, die Alte. Augen, schräg und gerötet, ängstigten sich über Tränensäcke hinweg.

Weichen gaben neuen Schwung. Die Alte hielt die Blumen mit den Fingern umschlossen wie beim Gebet. Als sich ein Mann an mir vorbeidrängte, berechneten wir gerade, wie weit die Äpfel schwingen würden, wenn der Zug in einer Minute bremsen und mit einem endgültigen Ruck stehen würde.

Dann stoppte der Zug, und Fahrgäste erhoben sich, es war ein größerer Bahnhof, ich sah die alte Frau nicht mehr. Der Zug hielt. Zwischen den Leuten, die ausstiegen und hereinkamen, sah ich für einen Augenblick die Alte zwischen den Bänken stehen. Mit schuldbewußt blassem Gesicht und Augen, die wehrlos waren. Unsere Berechnungen stimmten.

Liebe Mama

alle sind hier sehr nett zu mir. Auch unsere Bude ist schön. Deine Tränen am Bahnhof waren wirklich überflüssig. Nur mein Koffer war zu voll. Wir wurden gleich aufgeklärt. Der Spieß hat uns klargemacht, wir hätten zu viel mitgebracht. Einiges mußte vor dem Tor bleiben. Meinungsfreiheit, Versammlungsfreiheit, Petitionsrecht, Freizügigkeit, Unverletzlichkeit der Wohnung. Steht alles im Grundgesetz. Artikel 17a. Damit arbeiten die hier viel. Wir sind also gut aufgehoben, denn nichts geschieht ohne

Gesetz. Ich wußte garnicht, wie reich ich bin. Die anderen meinen das auch. Wer viel hat, kann viel abgeben. Was sollen wir auch mit den ganzen Rechten anfangen? Was uns die Pauker nur beigebracht haben! Alles überflüssig. Kannst Du mir Nähzeug schicken? Morgen fangen wir an richtige Männer zu werden. Beim Frisör war ich schon.

Dein Dich liebender
Paul

Der Auftrag

Der einmal begonnene Flug ist nicht mehr aufzuhalten. Das war zu erwarten. Karin B. war sowieso schwer erziehbar. Äußere Ordnungen lösen sich auf. Ein Bild gerät durcheinander, hängt nach unten durch. Natürliche Schwerkraft. Aber die meisten Augen können ihre Blickrichtung korrigieren. Sie folgen folgsam. Hier wird nicht die beste Gegend angetroffen. Dann liegt etwas in der Luft.

Es dauert nicht lange, dann liegt nichts mehr schräg in der Luft. Dann liegt es auf dem Pflaster. Ausgebreitet. Geräusche verwischen. Für viele Leute lief das Ereignis zu schnell ab. In der Sportschau werden wichtige Tore mehrmals gezeigt. Das Ergebnis läßt sich beweisen. Ein wenig rot. Unordentlich. Das Fallen ist auf einmal zu Ende. Ein von den Steinen zur Seite gedrehter Kopf gibt ein geöffnetes Auge frei. Die Blicke nehmen den Abschluß wahr. Das Mädchen ist jetzt tot.

Da bleiben die Mauern zurück. Sie sind nicht mehr so wie vorher. Das muß ein Irrtum sein. Nichts hat sich geändert. Das Auge der Liegenden sieht stehende Menschen. Das Leben geht weiter. Karin B. war sowieso schwer erziehbar. Viele Leben gehen weiter. Passanten gehen häufig nicht weiter. Zuweilen gibt es genügend Zeit.

Die Brüstung vor dem Dach ist leer. Nie war sie so leer wie jetzt. Kofferradios machen gern wichtige Aussagen. Wir lieben uns. Wenn der Tag sich neigt. Wir. Du und ich. Kofferradios leben davon, daß sich ihre Knöpfe leichter nach rechts als nach links drehen lassen. Mag auch nicht immer die Sonne scheinen. Augen schmerzen. Das geöffnete Mansardenfenster steht weit offen.

Die Heimleiterin wird strikte Anweisungen erteilen. Aus gegebenem Anlaß. Der gegebene Anlaß wird sich drei Jahre lang wiederholen lassen. Das Fenster muß unverzüglich geschlossen werden, damit es nicht hineinregnet. Das Fenster könnte mal wieder geputzt werden. Schließlich blicken viele Augen hinauf.

Etwas fehlt. Das Mädchen ist längst tot. Ein Bauarbeiter ist der erste, der merkt, daß etwas auf der Mauer fehlt. Der Mann hat es nicht weit. Leere muß ausgefüllt werden. Arbeiterschuhe sind stabil und gehorsam. Das hat wenig mit der Gewerkschaft zu tun. Bis zur Brüstung brauchen sie nur einen kurzen Weg zurücklegen.

Es gibt keine Verständigungsschwierigkeiten. Die Heimleitung hat sich gegenseitig verständigt. Mehrere Personen haben fast gleichzeitig die Polizei verständigt. Die Polizei hat die Feuerwehr verständigt. Die Feuerwehr hat ihre Krankenwagen verständigt.

Die Feuerwehr trifft zu spät ein. Das Mädchen ist nachweislich tot. Aber die Passanten sind nun einmal da. Manchmal möchte man eben nicht nur seine Ruhe haben. Viele kamen zu einer ungünstigen Zeit. Die Lokalpresse wird ausführlich berichten. Man nimmt sich der Mitmenschen an. Die Polizisten machen immer noch ernste Gesichter. Nur zwanzig Zentimeter ist der Betonsims vor dem Dach breit. Köpfe haben sich wieder aufgerichtet. Polizisten betrachten Arbeiterschuhe betont skeptisch. Objektive werden vorbereitet auf sterbliche Augenblicke. Die Feuerwehr gruppiert sich dienstlich um ein Sprung-

tuch. Drumherum bilden die Zuschauer einen noch größeren Kreis. Leichtsinn ist keine Tugend. Das war einmal. Darüber besteht Einigkeit. Ein Toter genügt. Bei den jungen Leuten muß man noch hart durchgreifen. Haben den Sinn des Lebens noch nicht kapiert. Karin B. gehörte zu den Schwererziehbaren. Überhaupt sollte man solche Späße unterlassen. Oder verbieten. Wenn schon die Polizei herumsteht. Andere meinen, da hat sich niemand einzumischen.

Bauarbeiterschuhe können tanzen. Es ist gar nicht so schwer, sie zum Hüpfen zu bringen. Früher trugen Arbeiter schlechtere Schuhe. Manche Hände sind bereit, Beifall zu klatschen. Der Mauervorsprung ist jetzt nicht mehr unbesetzt. Von unten wirken die Sprünge höher.

Fangt mich doch, ruft der Mann.

Holt mich, ruft der Mann.

Ihr Feiglinge, ruft der Mann.

Da staunt ihr, was, ruft der Mann.

Herrlich hier oben, ruft der Mann.

Kommt doch rauf, ruft der Mann.

Traut euch doch nicht, ruft der Mann.

Die Silhouette hebt sich wunderbar vom Himmel ab. Das Mädchen wurde abtransportiert. Ein Rückruf in die Zentrale war nicht erforderlich. Die nur leicht beschädigte Kleidung kann noch von anderen Mädchen aufgetragen werden. Es klappte wie am Schnürchen. Hosenbeine flattern. Das Sprungtuch flattert nicht mehr. Polizisten gehen steifbeinig auf und ab und fordern zum Weitergehen auf. Mehr ist zunächst nicht zu unternehmen. Formulierungen für den Einsatzbericht könnten bereits zurechtgelegt werden.

Nicht wenige von ihnen sind Optimisten. Passanten wollen immer noch stehenbleiben, obwohl der Mann nichts Neues bringt. Pflastersteine sind nicht mehr rot. Streusand gibt Gesprächsstoff ab. Fünf leichte Schritte vor und

zurück. Seine Erziehung machte bestimmt keine Schwierigkeiten. Schmerzen im Genick. Alleinunterhalter haben es auch vor schlichtem Publikum schwer. Es darf nicht mehr lange dauern. Die Heimleitung wird sich beschweren. Der gute Ruf. Kameras werden aufgezogen. Es gibt auch automatische Aufzüge. Eine Leiter dreht sich aufwärts. Da wird der Spaß zum Fall. Die Uhrzeit hat sich unmerklich weiterentwickelt.

Diesmal gibt es mehr Augenzeugen. Die Stimme des Mannes haben einige noch in den Ohren. Man sollte sich besser beherrschen. Spannung verzerrt die Gesichter. Niemand wird enttäuscht. Eine Leiter kann den Wettkampf nicht gewinnen. Zum Abheben ist kein starker Schwung erforderlich.

Wer genau aufgepaßt hat, kann hochgeschätzte Fotos schießen. In der Brieftasche haben Fotos ihren besonderen Wert. Sie werden ausgebreitete Arme und Beine zeigen. Ein schwarzer Schatten vor vorbeifliegenden Fenstern ist ebenfalls auszumachen. Der Mann läßt sich nicht vom Sprungtuch fangen. Feuerwehrmänner stolpern durcheinander. Sie fluchen bei ihrer Arbeit. Formulierungen werden umgeschrieben. Schon wieder sieht der Betonsims vor dem geöffneten Dachfenster wie vorher aus. Die Heimleitung sieht sich gezwungen, energisch durchzugreifen. Der Rest ist deutlich wahrzunehmen. Jetzt dürfen sich die Leute abwenden. Einer verbittet sich die Redensarten. Einige drehen sich tatsächlich herum. Straßenbahnen verlassen pünktlich ihre Haltestellen.

Laufbahn

von oben kommt etwas / da hat sich was zusammenge-
braut / eines tages / aus heiterem himmel / fast unbeab-
sichtigt /
daß seine einstellung / oder wie auch immer bezeichnet /
sich zu sehr entwickelt habe / plötzlich erkennbar / poli-
tisch gesehen / das geht nicht / so: als er sich den bart ste-
henließ /
spätestens /
vielleicht schon früher insgeheim /
mit der klaren absicht /
da rief von unten / oder von der mittelinanz / der eine
nach oben an / oder ließ verlauten / in einer besprechung
/ oder rein privat natürlich / oder in der pause / das ginge
so nicht weiter / dieser einfluß desjenigen /
andere sagen es auch / sagen es schon lange / ich will das
nicht hinzusetzen / aber: geht entschieden zu weit / poli-
tisch abgesondert / als beamter / das darf nicht / als beam-
ter des gehobenen dienstes / eindeutig links / in dieser
richtung jedenfalls / wohin denn sonst / nicht mehr auf
dem boden des grundgesetzes / unserem boden / freiheit-
licher markt / klar / nichts gesagt haben: aber zwiebelbär-
tiger scharlatan /
fachlich nichts negatives / dennoch /
diese ganze richtung / die stimmt nicht mehr /
wir / wir bekennen uns / zu unserer geschichte / vergan-
genheit / jawohl offen / ja: legen wir wert drauf / sobald
solche kreise überhand gewinnen / wir müssen retten / va-
terland /
apoanführer /gefährlicher kommunist /
vielleicht schon rote zellen /
im beamtenkörper /
untergrund / bewaffnet /
baadermeinhofbande /

soll er nicht damals / was man verschwiegen hat / aber das
gerücht ist nun einmal da / und wie / nicht ganz korrekt
/ verhalten haben / demonstriert / vielleicht demoliert /
oder so / zuzutrauen ist ihm das schon / mehrere delikte
begangen / von anderen zwar / wäre möglich / und wahr-
scheinlich gebilligt von ihm / also / deutlich aussprechen
/ strafbare handlungen begangen /
das lassen wir uns nicht mehr bieten / machen uns ja mit-
schuldig / losschlagen / zum chef / oder noch weiter rauf
/ auf jeden fall / exempel statuieren / retten was zu retten
ist /
aus dienstlichen gründen / leider / macht ihnen wohl
nichts aus / ich persönlich bin zwar tolerant / fast unpoli-
tisch / aber / nicht zu vermeiden / in eine andere Umge-
bung / andere atmosphäre erleben / abwechslung / aus
dienstlichen gründen / zu versetzen /
mit der hoffnung / sie wissen ja bescheid / warnung / sich
dort zu bewähren / lassen sie nicht aus dem auge / wollen
doch mal sehen /

Abgesahnt

Wir rannten die Treppenstufen zur Bank hinauf. Meinen Vorsprung von vier Metern mußte ich unbedingt einhalten. Wir hatten die Szene ein paarmal geübt. Mein Komplize hinter mir hielt Pistole und Filmkamera gezückt. Ein Fotoapparat mit Schnellaufzug baumelte an seinem Hals. Das Surren hinter meinem Rücken bestätigte mir, daß alles nach Plan lief. Auf der obersten Treppenstufe blieb ich einen Augenblick stehen, machte kehrt, damit mein Komplize seinen Fotoapparat hochreißen und das erste Bild schießen konnte. Zur Sicherheit machte er zwei, mit unterschiedlichen Lichtwerten, und dann gings weiter. »Dies ist ein Überfall!« schrie ich, als ich in den Kassenraum stürmte. Meine Pistole schob ich dem ersten besten

Kunden vor den Bauch, dann sofort einen Zettel mit dem Hinweis auf diesen Überfall in den Glaskasten des Kassierers, damit keine Zweifel aufkommen konnten.

»Geld her«, sagte ich, »wenigstens ein bißchen.«

Meine freie linke Hand legte ich einer erschrockenen Frau um die Hüfte. Davon war sie nicht begeistert, rührte sich aber nicht mehr von der Stelle. Mein Komplize und ich hatten es so verabredet.

»Darf ich Sie einladen«, sagte ich betont freundlich, denn wir wollten auf keinen Fall als Unmenschen auftreten, »Sie sind meine Geisel.«

Ihr Gesicht war noch nicht entsetzt genug. Ich zog die Frau näher an mich heran. Mein Komplize rückte ganz dicht auf uns zu, kurbelte Meter um Meter. Ich schaute der Frau einen Augenblick in die dunklen Augen, drehte mich dann zu meinem Komplizen herum.

»Noch ein Foto«, sagte ich, »sie ist so schön.«

Wir beide, meine Geisel und ich, lächelten ein wenig. Der Fotoapparat veranlaßte uns, für die späteren Bilder angenehme Erscheinungen abzugeben. Ich zog meine silberne Krawatte noch schnell gerade.

Inzwischen war das Geld verpackt. Dem Kassierer hielt ich nochmal, jetzt aber aus unmittelbarer Nähe, meine Pistole vor den Bauch, weil vorher alles etwas zu schnell gegangen war.

»Mehr nach links«, rief mein Komplize, »du verdeckst ihn ja fast ganz.« Er machte noch ein paar Standfotos. Einem Kerl, der sich uns in den Weg stellte, schlug ich den Pistolenknauf auf den Kopf. Sein blutiges Gesicht machte sich ausgezeichnet. Wir arbeiteten mit Farbfilmen.

»Jetzt die Geisel!« rief mein Komplize.

Ich zog sie nach draußen. Sie folgte mir ohne Widerspruch und Widerstand. Ihr Lächeln schien gar nicht mehr enden zu wollen, und das beeinträchtigte die Seriosität unseres Unternehmens. »Hier ist das Licht besser«, sagte ich.

Die Geisel erschloß ich auf der obersten Treppenstufe, da, wo ich zu Beginn unserer Aktion zwei Schnappschüsse lang gestanden hatte. Das war leider erforderlich, sonst hätte niemand angebissen. Mein Komplize hatte alles im Kasten.

Unsere Abfahrt filmte er aus einem zweiten Wagen. Erst hatte er mich, der ich mit dem Geld vorausfuhr, im Visier, dann kam sein großer Schwenk durch das Rückfenster seines Wagens auf die zurückbleibenden Leute vor der Bank. Unser dritter Mann hatte den Wagen des filmenden Komplizen zu fahren. Eindrucksvolle Bilder von unserer Flucht sollten den ganzen Film abrunden. Noch gerade ins Bild kam die Rückfront des ersten Polizeiwagens, der uns mit Blaulicht und Martinshorn entgegengekommen war und an uns vorbeisauste. Eine wirklich gute Szene. Daß in der Geldtasche nur 18 000 lagen, machte uns nicht nervös. Schließlich haben wir noch die besonders wertvollen Fotos für die Zeitungen, und auf den Farbfilm ist vor allem das Fernsehen scharf. Unser Mittelsmann braucht nur noch aus den Angeboten auszuwählen.

Bommie

Also. Wies mir geht? Na, nicht der Rede wert. Guck dir mal mein Bein an, dann weißt du. Geschichten, watt? Bestimmt suchst Geschichten. Alle, die mich mal fragen, die wollen was zum Weitererzählen. Nur für dich, nee, dir glaub ich nicht, du. So siehst nicht aus. Und überhaupt, wen interessiert das Ganze denn wirklich? Muß nicht jeder alles wissen. Über mich, Soziologie, o weih. Also, für dich und die anderen Klugscheißer, na schön.

Na schön. Ich laß mir was einfallen. Also du, ich bin kein gewöhnlicher Penner. Das nicht, nur das nicht. Kein Ohne-festen-Wohnsitz, kein Stadtstreicher, Streuner,

Stromer, Pennbruder, kein Nichtseßhafter oder Obdachloser, viel mehr. N ganz Schlimmer. Berber. Haste wohl noch nicht gehört. Berber. Wie Teppich. Deshalb schickt man dich ja zu mir. Ganz unerhörter Fall, so ein Berber, so ein Obdachloser, so einer wie ich.

Also ich bin dafür bekannt, bin noch gelenkig genug. Hab noch Saft in den Knochen. Wenn ich das nicht mehr schaff, du, kann ich gleich in die Grütze gehn. Spindeldürr und unbesiegbar. Hat meine Mutter immer von mir gesagt. Spindeldürr und unbesiegbar. Bis ins hohe Alter.

Die 57 hab ich jetzt erreicht. Nur heute kolossal angeschlagen. Richtig kaputt. Hab ich schon öfter gemacht, in Düsseldorf meistens, Hauptbahnhof. Das ist meine letzte Station, falls ich nichts Passendes mehr finde. Also. Hier sind, da in Düsseldorf, Tochter Europas, Klein-Paris, da sind genug Schließfächer, da kriech ich, wenns draußen zu kalt wird, da kriech ich einfach rein. Bei Kälte und wenn ich genug getankt hab, so, drin bin ich. Bin drin. Ist herrlich hier, du. Fast gemütlich. Hör ab und zu mal nach draußen. Hab nur immer Angst, daß jemand die Tür zumacht, abschließt. Verdammter Satan! Dann bin ich hin. Für alle Ewigkeiten hinüber. Wär doch schade. Kein Bommie nicht mehr. Gar kein Bommie mehr zum Schlucken.

Wissen die von der Bahnpolente längst, lassen mich auch nicht lange drin, zwei, drei Stündchen, falls es nicht schon früher gebraucht wird, das Fach. Oder jemand Rabatz macht, wenn er mich drin findet. Dann flieg ich, na klar, die Bahnleute helfen mir, zumindest auf die Beine, die müden.

Noch mehr Geschichten, du? Also, du. Manchmal werd ich zum Unternehmer. Hab ein kolossales Glück. Sitze drei Stunden auf der Bolkerstraße, Hütchen im Händchen, für die Aktiven, mein Laden. Ohne Schwierigkeiten mal so ein paar Stündchen. Schließ dann die Bude

und hab zwei Kilo Hartes im Sack, im Hut. Einmal hat die Schmiere, kennste ja, die aalglatten Ochsen von der Kripo, haben die doch hundert Märker zusammengezählt. War dat ne Arbeit! Und wenn du bedenkst, alles ohne Genehmigung, mein Geschäftchen, versteht sich. Also, mehr weiß ich nicht. Bin schon ganz trocken. Ich geb mir ja die größte Mühe. Aber weißte, bei dem Wetter klappts dann nicht so, wie man sich das ausdenken tut. Willste eigentlich nicht wissen. Dann sag das doch von Anfang an. Wissenschaftliche Aussagekraft. Haha. Hab ich. Mach ich. Ich glaube, du, ich glaube, das reicht mir jetzt. Du kennst ja meine Marke! Prima. Prima. Das andere Zeug saufe ich wirklich nur in Notfällen. Haste nix dabei? – Mensch! Fein, du. Leg noch schnell was dazu, kann ich mir sofort zwei Pullen holen. Vorräte anlegen. Vorräte.

Im Winter muß ich mir was ausdenken, um ins Warme zu kommen. Entweder Knast oder Heim. Also, du, ein Raum mit 40 Schlafplätzen. 40! Was ich mir einfallen lasse? Bierflasche ins Schaufenster geknallt. Pullover geklaut. Im Bahnhof rumgetrieben, Hausverbot gekriegt, sofort wieder reingelatscht, festgenommen wegen Hausfriedensbruch. Im D-Zug dolles Essen bestellt, keine müde Mark im Ärmel.

In meinen Akten steht: Haftgewohnt. Wird keine Schwierigkeiten machen.

Bin immer schon allein. Seit vierzehn Jahren tiger ich hier im Westen rum. Nix Familie und so. Bei mir nicht, du. Komm aus der Zone. Verflucht viel Freiheit hier. Zum Verrecken. Weil ich doch nicht wo hingehör, weißt du, mit meinen 57 Jährchen.

Schnaps, ja. Das Zeug läuft bei mir so runter. Geburtsfehler wahrscheinlich. Will mir aber kein lausiger Arzt bescheinigen. Soweit ist die Wissenschaft noch nicht. Und außerdem müßten die mir dann vielleicht das Zeug verschreiben. Schluck für Schluck. Haha, ham se nicht.

Kein Mut, wat.

Klaunen? Klaufen, mein Lieber. Ja, klaufen. Kaufen geht nicht, selten. Und wenn, dann teuer. Wenn wir da so in einem Supermarkt auftauchen, also, dann schlagen die Verkäuferinnen gleich schlimmsten Alarm, du. Der Geschäftsführer kommt, ruft lauthals die Grünen. Nix ist. Weder so noch so. Höchstens, wennste n Bengel findest, der für dich in den Laden geht. Aber die Flegel wissen Bescheid, verlangen mindestens ne Mark.

Es gibt doch keine ehrliche Menschenseele, die weiter draußen ist als wir, als unsereiner, in jeder Hinsicht.

Stell dir mal vor, du, wie das bei uns ist – Da wollte ich vor n paar Tagen, wir wollen ja auch mal richtig, du, du weißt schon, da wollte ich in die Gußstahlstraße, aufn Eierberg, in die Gurke, denkste. Verstehste? Nicht mal die Nutten lassen uns ran, selbst dann nicht, wenn wir sogar echt löhnen wollen. Nichts zu machen, wir sind echt oberdraußen. So weit draußen, daß du dir das gar nicht vorstellen kannst. Du bestimmt nicht.

Das ist auch so ne Geschichte. Wir stehen noch meilenweit unter denen vom Eierberg, weil wir nichts wert sind, nichts bringen, leisten und so. Frag mal den Professor. Der sagt dir das n bißchen deutlicher als ich. Keine Wirtschaft, du, keine Wirtschaft kann an uns verdienen. Haha!

Also. Es gibt von uns auch welche, die für nen Heiermann den Tag lang und breit arbeiten. Bei den Sklavenhändlern, Subunternehmern. Ich kann dir sagen, du! Aufm Bau, Scheiße, bauen den anderen ein schönes Nest. Da kann ich nur lachen. Aber die sind auch nicht ganz echt hier oben. Wirklich nicht ganz senkrecht.

Also. Wenn ich die sehe, dann werd ich wieder Nazi. Aufm Bau triffst du doch nur noch Fremdarbeiter an. Andere Typen gibts da doch nicht mehr, nur noch diese Pfefferköpfe. In die hohle Hand machen die das, die nichts vom wirklichen Leben erfahren, wissen.

Also, du, macht doch nicht so viel Theater um uns. Laßt das doch sein. Zeitungen lese ich auch. Aber in Ruhe. Lese alles dreimal. Eine öffentliche Einrichtung des schlechten Gewissens – unsere Zukunft liegt in der Flasche – so was schreibt ihr doch immer. Straffrei sind wir neuerdings. Haha. Muß ich schon wieder lachen. Verstehst du? Überleg mal. Wen stören wir denn eigentlich? Du mußt das doch wissen. Der Kerl hört schon gar nicht mehr zu. Du, hör mal. Überleg doch mal. Na?

Theater mit Ali

Sind Sie vielleicht ein Tierfreund? fragt mich der junge Mann an meiner Wohnungstür.

Natürlich. Bevor ich ihm jedoch klarmachen kann, daß ich selbstverständlich ein Tierfreund sei und seine Frage unzulässige Zweifel an meiner Liebe zur Kreatur erkennen lasse, geht es bei ihm schon weiter, viel zu schnell für mich.

Ich bin Schauspieler, sagt der Mann, angestellt beim hiesigen Theater.

Erklären möchte ich ihm, daß ich sowohl Tier- als auch Theaterfreund sei, mich manchmal mehr dem Tier und manchmal mehr dem Schauspiel verpflichtet fühle, je nach Lust und Laune. Aber er läßt mich gar nicht zu einer Ansprache kommen.

Das letzte Stück ist leider, sagt er, nach schlechten Kritiken und nur drei Aufführungen abgesetzt worden.

Schrecklich. Mit angepaßter Miene nehme ich den Schicksalsschlag wahr und will ihn mein Mitgefühl wissen lassen, suche nach passenden Worten für Ernstfälle. Nicht alle Tage hat man Gelegenheit, ein gutes Wort fürs Theater einzulegen. Er jedoch läßt nicht locker.

Nun soll ich eines der Requisiten verschenken, sagt er mit sanft lächelndem Gesicht.

Meine finstere Miene hellt sich wieder soweit auf, daß ich neben dem Mann einen ziemlich großen Kasten erkennen kann. Und ich will fragen, was er beinhalte, und mich eventuell überschwenglich bedanken, falls das Geschenk mir zugebracht sein sollte. Er, der Schauspieler, ist aber schon weg, mit leichten Schritten über die Treppe abwärts verschwunden. Ich rufe ihm noch einen kurzen Dank nach, den er wahrscheinlich gar nicht mehr hört.

So ziehe ich, etwas verstört vom Dasein und Gewicht, den Kasten mit beiden Händen über die Türschwelle in die Wohnung. Unsere Nachbarn soll nicht unnötige Neugier

plagen. Möglicherweise stellen sie Fragen, die ich nicht sofort beantworten kann. Erst laufe ich ein paarmal um das Objekt herum, dann zum Fenster, sehe den jungen Mann aber nicht unten auf der Straße.

Als ehemaliger Abonnent des Stadttheaters fühle ich mich geschmeichelt. Man will mich zurückholen ins Parkett. Man legt Wert auf meine Anwesenheit. Zugleich denke ich angesichts des großen Werbegeschenks daran, wie schlimm der Besucherschwund sein muß, wenn die Theaterleute so verschwenderisch mit kommunalen Subventionsmitteln umgehen müssen.

Der Kasten, eigentlich nur ein Korb mit einem durch zwei Lederriemen verschlossenen Deckel, läßt sich schnell öffnen. Zu schnell. Mein Gott! Die mit Spannung angehobene Klappe lasse ich sofort wieder zuschlagen, weil irgend etwas darunter nach meinen Fingern schnappt. Unbekannte Laute quellen aus dem Korbgeflecht. Bis zum Fenster weiche ich zurück, werfe wieder einen Blick auf die Straße, auf der ich keinen Menschen vom Theater ausmachen kann.

Was mich so beeindruckt an dem Kisteninhalt, sind die vielen spitzen Zähne, die nach meiner Hand schnappten, ein Maul, eine hechtähnliche Schnauze, so daß mein Gehirn schon an ein wildes Tier und nichts anderes mehr denkt. Eine Augenwulst habe ich vermutlich auch wahrgenommen. Deshalb denkt mein Gehirn an ein böses Tier.

Es wird hungrig sein, wenn es sein Maul so gierig aufreißt. Bevor ich ihm etwas zu fressen vorwerfe, müßte ich klären, welches Untier sich da in der Kiste verbirgt. Ich setze mich in der Nähe aufs Parkett und lasse Theaterstücke mit tierischen Requisiten an mir vorbeiziehen. Aber es kommt nicht viel vorbei. Dann lege ich kurzentschlossen los. Schließlich bin ich immer noch ein Mann, dem zur rechten Zeit etwas Neues einfällt. Ein mörderisches Gebrüll starte ich, um das Tier einzuschüchtern, schwing mich auf die wackelige Kiste und bleibe dort gespannt hocken.

Zwei Lebewesen haben mächtige Angst voreinander. Es rumort nur in seinen vier Wänden, das unbekannte Viech. Vielleicht ist es tatsächlich beeindruckt von meinen Ur-lauten. Wieder auf sicherem Boden, wage ich es, den Kistendeckel ein zweites Mal zu heben. Kein Zweifel. Eine Panzerechse hockt da mit einem Maul, das bis hinter die Augen aufklappen kann. Ein Alligator. Schuppig, böseartig wie vermutet.

Er kann bis zu zwei Meter lang werden, mein Hechtalligator. Ein ungeselliger Hausgenosse, alligator mississippiensis genannt. Noch ist er recht zierlich. Aber wenn ich nicht aufpasse, wächst er mir über den Kopf. Und dann wird nicht allein seine, sondern auch meine Bauchhaut zu Krokodilleleder verarbeitet, falls er mich verspeist.

Ob er mich oder lieber eine Banane, einen Frosch, einen Fisch, eine Wurst oder sonstwas frisst, frage ich mich. Verdammte Vorstellungslücke. Für seinen Speiseplan habe ich mich nie interessiert. Ich muß ihn zufriedenstellen, meinen Gast, besänftigen. Und gleichzeitig fällt mir auf, daß ich stets ans Essen denke, wenn ich jemandem etwas Gutes tun will. Als gäbe es nichts anderes.

Was denn beispielsweise? Ich überfliege Bücher, Lexika. Vergebliche Mühen, das Freßproblem läßt sich nicht lösen. In wenigen Minuten wird meine Frau vom Einkäufen zurückkommen. Um ihr den Sachverhalt verständlich zu machen, werde ich viele, viele Worte brauchen. Sie wird mir bestimmt nicht glauben. Also, für meinen noch kleinen Freund Ali lasse ich mir etwas Besonderes einfallen, verlasse leise, schweratmend das Haus. Lange bin ich unterwegs.

Ungewöhnlich lange. Und wenn mal jemand mit einer Kiste vor Ihrer Wohnungstür steht, seien Sie nett zu ihm. Bedenken Sie, welche Schwierigkeiten jemand mit dem Tier hatte, welche Geschichte er sich für Ali ausdenken mußte, damit Sie ihm wenigstens ein paar Augenblicke zuhören. Und das Tier wächst und wächst.

Sind Sie vielleicht ein Tierfreund? frage ich an der nächsten Haustür.

Das allerbeste Stück

Bernies Fingern entgeht nichts. Sie kramen mal wieder verdächtig lange in meinem großen Papierkorb herum. Mit gerunzelter Stirn sehe ich zu, denn den Sonntag hatte ich zum Aufräumen und Aussortieren genutzt. Und dann passiert das, was ich insgeheim schon befürchtet hatte.

»Menschenskinder, der Papa schmeißt seinen allerbesten Anzug weg!« brüllt Bernie und zieht ein Stück Stoff in die Höhe. Es ist nur eine taubenblaue Weste, deren großväterlicher Schnitt mich immer schon störte. Irgendwie war mir das alte Stück in die Finger geraten. Kurzerhand hatte ich es zusammengerollt und zu den Zeitungen und Briefumschlägen in den Papierkorb gesteckt.

Im Nu hat Bernie die bauchige Weste an. Sie schlabbert um seine schmalen Schultern, als er damit durch die Zimmer hüpfte. Mit der geschlossenen Knopfleiste verschafft sie dem Siebenjährigen einen ganz schönen Umfang. »Eine Jacke ohne Ärmel!« jubelt Bernie. »Eine ganz praktische Sommerjacke. Sieht doch prima aus!«

Den Rest des Tages verbringt er in dem unförmigen Ding. Als zwei seiner Freunde ihn kurz besuchen, bestaunen sie das ehrwürdige Kleidungsstück. Niemand darf es tragen, nicht einmal anfassen. Bernie kann beeindruckend eigenwillig sein. Er schiebt seine kleinen Fäuste in die Taschen an der Seite, und jedesmal strahlt er übers ganze Gesicht, wenn er an mir vorbeirent.

»Steht mir fast so gut wie dir. Wenn ich groß bin, will ich auch so was Tolles haben.«

»Aber ich hatte es doch ...«

Er ist schon wieder weg. Am Abend nehme ich die Weste wieder in Empfang. Bernie überreicht sie mir mit ein wenig Trauer in den Augen.
»Siehst du, sie ist kein bißchen mehr verknautscht«, sagt er. »Alles in Ordnung.«
Okay. Jetzt hängt mein taubenblauer Anzug wieder komplett im Kleiderschrank.

Zuneigung

Ihre Stimme klang hell und klar. Sie schien eine dieser äußerst selbstbewußten Frauen zu sein, denen man bereitwillig und dennoch mit lauernder Aufmerksamkeit zuhört, um irgendeine Schwäche ausfindig zu machen. Aber sie wirkte nahezu vollkommen. Deshalb paßte sie so gut in die hohen Räume. Stuckdecken und Parkettboden, aber sehr große Fenster, durch die das Licht herein drängte. Es gab den Bildern an den Wänden die entscheidende Farbkraft. Kurzes, blondes Haar hatte sie, trug eine dunkel getönte Brille, und ihre Haut war mit einem schwachen Brauntön überzogen.

Seit einer Stunde folgten wir ihr durch die Museumsräume. Die Sammlung Mircovic stand auf unserem Programm, eine Privatsammlung bester Qualität. Manchmal zog sich die Gruppe etwas auseinander, weil der eine oder andere längere Zeit vor einem der Bilder aus dem 20. Jahrhundert stehenblieb. Dann fing uns ihre Stimme wieder ein, und ich spürte ihre Ausstrahlung ganz direkt.

Wir hatten die Gemäldeabteilung über eine Marmortreppe verlassen, stiegen ins Kellergeschoß herab. Sie deutete auf eine Skulptur, die zwei Tiergestalten zeigte. Zuneigung hieß die Bronzeplastik. Das Wort reizte mich, weil es mir in diesem Augenblick gefiel. Die aufgerichteten Tiere hielten wir für Pferde oder Giraffen, für Men-

schen in Tiergestalt. Jeder von uns konnte eine dieser Figuren sein.

Zielstrebig ging sie auf die Skulptur zu, streckte eine Hand aus. Ihre Fingerspitzen, die immer wieder meine Augen auf sich zogen, verharrten einen Augenblick über dem Bronzework, bevor sie behutsam darüberfuhren. Sie berührten das Metall wie die Haut eines Menschen. Immer noch störte mich ein wenig ihre Selbstsicherheit.

Sie erklärte mit leiser Stimme, die wider Erwarten den Raum ausfüllt, die Intention des Künstlers, und bereitwillig folgten wir ihren Gedankengängen, die uns einleuchteten. Ich versuchte einiges in meinem Kopf zu speichern. Später wollte ich noch einmal mit meiner Schulklasse herkommen. Auch meine Finger glitten über das spröde Metall, aber ich war sicher, nur ganz wenig davon meinen Schülern vermitteln zu können.

Ein paar Meter weiter gab es von demselben Künstler vier weitere Plastiken, die nun eigentlich keiner Erklärung bedurften. Wir begriffen, verstanden sie. Jeder vielleicht auf eine andere Art. Die Objekte ließen uns diese Freiheit.

Unsere Augen wurden allmählich müde. Es gab verstohlene Blicke aus den großen Fenstern auf die Rasenfläche davor. Wir näherten uns dem Ende der Führung. Die Cafeteria des Museums lag wieder vor uns. Einige aus unserer Gruppe atmeten erleichtert auf und warfen sich in die Sessel. Der Rundgang hatte fast zwei Stunden gedauert. Ich bestellte eine Cola, machte zwei große Schlucke und setzte das Glas fast geleert auf der Theke ab. Das Mädchen hinter der Theke nickte mir verständnisvoll zu. »Ein prächtiges Museum« sagte ich, »sehr gute Ausstellungspädagogik.« »Oh ja, durchaus sehenswert«, sagte das Mädchen. »Und außerdem eine kompetente Führung«, ergänzte ich mein Lob und warf einen Blick zu der Frau herüber, die sich mit einer leichten Verbeugung verabschiedete. Obwohl mich einige in der Gruppe für einen Draufgänger

hielten, traute ich mich nicht, sie zu einem Drink einzuladen.

»Wenn sie nur nicht so sehr auf uns Besucher herabsehen würde«, begann ich erneut, denn ich war immer noch ein wenig irritiert. Trotzdem lächelte ich der Frau zu.

»Wieso herabsehen?« fragte das Mädchen hinter der Theke.

»Das ist leider nicht möglich –«

»Nicht möglich? Ich sehe es doch.«

»Was meinen sie wohl, warum die Dame ihre dunkle Brille trägt?«

An diesem Montag kam er nicht

Meinke stand für seinen Geschmack jetzt schon viel zu lange in der Warteschlange in der Post, als sich zu allem Überfluss auch noch eine Paketkante in seinen Rücken ramnte.

»He!« Er sah sich um, sicherlich viel zu unfreundlich für den Anlass, aber seine Miene hellte sich sofort wieder auf, als er Otti Beusen erkannte. Er hatte die Leiterin der Büchereizweigstelle im Uni-Center vor ein paar Wochen kennen gelernt, als er seiner Tochter gezeigt hatte, wo sie im zweiten Stock des Centers ihre heißgeliebten Pferdebücher leihen konnte.

»Fernausleihe?«, fragte er.

»Nein, nur ein Geburtstagspäckchen. Hätten Sie vielleicht einen Moment Zeit? Sie sind doch im Dienst, oder?«

Sie deutete auf seine Uniform, und Meinke nickte ergeben.

Seit sie vor einem halben Jahr von Duisburg in die Bochumer Hustadt umgezogen waren, machte Meinke in der neuen Polizeiwache an der Universitätsstraße Dienst und mühte sich redlich, seine Kontakte besonders im Uni-Center aufzubauen.

Deshalb war er auch vergangene Woche mit seiner Tochter in die Bibliothek marschiert, und er hatte erfreut festgestellt, dass dort nicht nur Viola ihren Lesehunger stillen konnte, sondern es auch einen gut sortierten Bestand an Hörbüchern gab. Hörbücher brauchte er in letzter Zeit immer öfter. Wenn er wegen der Wechselschichten wieder mal nicht schlafen konnte, weil draußen heller Tag war, verschafften ihm die Geschichten über Kopfhörer so etwas wie ermüdende Entspannung.

Ihre Leseausweise hatte ihnen Otti Beusen persönlich ausgestellt, und Meinke hatte sich bei der Gelegenheit gleich bei der freundlichen Büchereileiterin als Ansprechpartner im Uni-Revier vorgestellt.

Also wartete er jetzt vor der Post auf sie, bis sie ihr Paket aufgegeben hatte.

»Danke, dass Sie Zeit haben.« Sie schien nicht genau zu wissen, wie sie anfangen sollte. »Ich habe Ihnen ja erzählt, dass wir uns in der Bücherei besonders um die jungen Leser kümmern. Deshalb bin ich froh, dass Viola nun auch zu unseren Stammkunden gehört.«

»Hoffentlich noch lange«, erwiderte Meinke und sah auf seine Uhr. Bis um halb zwei musste er zurück sein. Dann war Wachwechsel.

»Um es kurz zu machen, Herr Kommissar, einer meiner jungen Leser macht mir Sorgen!«

»Um wen geht es?« Meinke bereute es längst, sich auf die Sache eingelassen zu haben.

»Duan Hilkenbach. Er lebt bei seinem Vater, knapp zwei Kilometer von hier. Seine Mutter ist nach der Scheidung nach Österreich gezogen.«

Die Mutter sei eine Thailänderin, erzählte Otti Beusen. Und der Junge, Duan, einer ihrer eifrigsten Ausleiher. Ein schmaler Vierzehnjähriger mit stoppelkurzen Haaren. Anfangs hatte Frau Beusen ihn beraten, weil er so unsicher durch die Regalreihen gewandert war. Später griff er

schon etwas sicherer zu. Sie begann mit ihm über Bücher zu sprechen und erfuhr auch einiges über ihn und seine Familie.

»Schon seit einem Jahr geht das so«, sagte sie. »In schöner Regelmäßigkeit erscheint der Junge an jedem ersten Montag im Monat um vier mit seinen Büchern unterm Arm. Einmal, als er krank war, rief er sogar an und gab Bescheid.«

»Und was hat dieser Duan ausgefressen?«

»Nein, nein! Sie müssen nicht immer so negativ denken. Gar nichts hat er ausgefressen. Nur – eigentlich hätte er letzten Montag seine Bücher tauschen müssen. Und jetzt haben wir schon Donnerstag, und er war immer noch nicht da.«

Meinke konnte sich tausend Gründe denken, warum ein Vierzehnjähriger seine Bücher nicht zurückbrachte.

»Aber, Frau Beusen, das kann doch immer mal passieren. Kein Grund, uns als Polizei...«

»Ich hab nur so ein verdammt ungutes Gefühl.«

Um sie herum schoben sich Studenten und Einkäufer durch die Gänge des Uni-Centers. Meinke sah wieder auf die Uhr.

»Gut, ich werde mich drum kümmern.«

»Es kann ja ganz harmlos sein«, meinte Frau Beusen.

»Natürlich.« Meinke lächelte sein mutmachendes Polizistenlächeln. »Davon gehe ich aus.«

»Ich hätte ja selbst schon nachschauen können, aber – Sie verstehen vielleicht, ein alleinstehender Mann mit einem Sohn – ich traue mich einfach nicht.«

»Ich verstehe«, sagte der Hauptkommissar.

Meinke kannte Frauen wie Otti Beusen. Sozial engagiert, kulturbeflissen, wahrscheinlich mit einem Abo im Schauspielhaus, und trotzdem ein bisschen einsam. Jemand, der sich Sorgen machte, wo sich andere keine machten. Deshalb rief sie ihn nach einer halben Stunde auch auf der

Dienststelle noch mal an und gab ihm die Adresse der Hilkenbachs durch, und deshalb fuhr Meinke dann nach Dienstschluss kurz bei ihnen vorbei. Falterweg, zwischen Markstraße und Königsallee. Ein großer Wohnkomplex mit unterschiedlich hohen Gebäuden. Gepflasterte Wege rundherum, auf denen Kinder mit Inlinern ihre Runden drehten. Hilkenbach wohnte im Endstück eines Flachdachblocks und sah Meinke misstrauisch an, als er öffnete.

»Ist etwas passiert mit meinem Sohn?«

»Sagen Sie's mir.«

»Wissen Sie was von ihm?«

Hilkenbach schaute rechts und links, ob die Nachbarn schon mitbekommen hatten, dass er Besuch von der Polizei hatte. »Kommen Sie rein.«

Drinne stellte Meinke erst einmal ein paar Fragen. Duan war ratsächlich seit mehreren Tagen weg. Spurlos verschwunden.

»Ich muss dazu etwas erklären«, sagte Erwin Hilkenbach.

»Eine schlimme Situation, in der wir beide stecken. Seit meine Frau ... weg ist, muss ich den Jungen oft tagelang allein lassen, weil ich beruflich viel unterwegs bin.«

»Was machen Sie?«

»Pharmabranche, Bezirk Niederrhein. Ein guter Job, aber ich bin wenig zu Hause.«

Meinke hatte inzwischen am Küchentisch Platz genommen. Er schob einen vollen Aschenbecher zur Seite, verschränkte die Arme und wurde dienstlich.

»Was ist mit Ihrer Frau?«

»Kein Kommentar. Die hat sich damals schon wenig um ihn gekümmert. Vor der Scheidung.« Hilkenbach räumte die Schachtel mit der halbgegessenen Pizza vom Tisch.

»Duan wollte am Sonntag zu einem Freund, zum Computerspielen. Aber da war er nicht.«

»Welchen Weg nahm ihr Sohn üblicherweise, wenn er seinen Freund besucht hat?«

»Ich bin alle seine Wege abgefahren und abgelaufen, alle möglichen Varianten«, erklärte der Vater. »Helfen Sie mir bitte! Ich fürchte ...«

Meinke machte sich Notizen für die Kollegen und schrieb seinen Feierabend ab. »Sie hätten sofort zu uns kommen sollen«, sagte er. »Vermisstenanzeige und so.«

»Aber ich war doch unterwegs. Sonntagmittag los, Wesel, Voerde, Kleve. Bis letzte Nacht.«

»Hat der Junge keinen Zettel hinterlassen, keine SMS?«

»Nicht das geringste Lebenszeichen.«

Meinke stand auf. »Wahrscheinlich muss die ganze Gegend abgesucht werden. Möglicherweise mit Unterstützung durch unsere Hubschrauberstaffel.« Er steckte seinen Notizblock ein und lächelte sein mutmachendes Polizistenlächeln. »Andererseits, junge Leute nehmen das heute mit ihrem Zuhause manchmal nicht so genau.«

Sie brauchten die Hubschrauberstaffel dann doch nicht. Bevor die Suchaktion am nächsten Morgen anließ, wurde Duan Hilkenbach gefunden. In einem Wiesengelände, das von einer schmalen Straße durchschnitten wurde. Ein Baurupp der Telekom, der trotz strömenden Regens Kabel für ein Neubaugebiet in der Nähe der Ruhr verlegte, entdeckte ihn im Straßengraben unter einem Gebüsch. Sein Kopf wies tödliche Verletzungen auf.

Hauptkommissar Meinke, der Frühdienst hatte, fuhr mit zwei Kollegen raus. Sie stellten ihr Auto in einiger Entfernung ab und ließen das Blaulicht an.

Erwin Hilkenbach war bereits am Fundort, irgendjemand aus dem Häufchen der Gaffer, der den Jungen kannte, hatte offenbar den Vater verständigt. Er kniete in dem matschigen Graben, hatte die nasse Plastikfolie zur Seite geschoben, mit der die Arbeiter das Kind abgedeckt hatten, und starrte auf seinen Sohn.

»Warum? Warum nur?«, fragte er immer wieder.

Dann suchte er den Boden nach Spuren ab. Die Arbeiter des Baurupps sahen ihm dabei mitleidig zu.

»Herr Hilkenbach ...« Meinke kniete sich neben ihn und legte ihm die Hand auf die Schulter. Doch der Mann war nicht zu beruhigen. Ohne Sinn und Verstand suchte er den Boden rund um seinen toten Sohn ab, stopfte sich Steine, Grasbüschel und sogar ein paar Glassplitter in die Taschen. Sein Gesicht war eine Maske, die Haare klebten ihm am Kopf, der Regen lief ihm in die Augen. »Warum? Warum?«

Später, nachdem nichts außer der beschädigten Armbanduhr des Jungen, ein Schuh und ein Knopf gefunden waren, graste Meinke noch einmal allein das Gelände ab. Nichts.

»Unfall oder Totschlag«, sagte einer der Kollegen bei der improvisierten Besprechung. »Aber keinerlei eindeutige Spuren, die uns weiterbringen könnten.«

»Vielleicht wird uns später die Obduktion Klarheit verschaffen«, meinte der Dienstgruppenleiter leise.

»Wer kann seinen Tod gewollt haben?«, fragte der Vater.

»Warum? Es muss doch einen Grund geben. Warum ausgerechnet mein kleiner Duan?«

Meinke machte Notizen, sah die Straße hinauf und hinunter. In der Feme war die imposante Silhouette der Ruhr-Universität zu erkennen. Seine Stimme klang rau und brüchig, als er sagte: »Diese Straße, Herr Hilkenbach, führt aber nicht zu dem Haus, wo Duans Freund wohnt. Er muss ein anderes Ziel gehabt haben.«

»Ja?«

»Wohin ging er denn sonst, wenn er Zeit hatte? Hatte er eine Freundin?«

»Was weiß ich«, sagte der Vater. »Und nun ist doch alles zu spät. Alles meine Schuld. Mein Versagen. Er war zu viel allein, der Junge.«

Die Obduktion, hieß es ein paar Tage später in der Pressemitteilung der Polizei in trockenen Worten, habe ergeben, dass der Kopf von Duan Hilkenbach durch einen mit

Wucht von hinten geführten Schlag zerschmettert worden war. Auf seinen Schultern und seinem Rücken waren ebenfalls Anzeichen eines tätlichen Angriffs zu erkennen gewesen. Aber das Werkzeug, die Mordwaffe, habe man nicht gefunden. Es gab auch kein Tatmotiv. Und Duan war in der Zeit vor seinem Tod von niemandem auf der Straße gesehen worden.

Nach einer Woche fingen nicht nur die Zeitungen an nachzubohren, sondern auch Otti Beusen aus der Bücherei. Meinke hatte sich seit dem Tod des Jungen nicht mehr in der Bibliothek im Uni-Center sehen und seine Hörbücher von Viola zurückbringen lassen.

Otti Beusen erwischte ihn spätabends im *Summa cum laude* im Uni-Center. Zögernd kam sie an den Tresen, wo Meinke sich gerade sein Feierabendbier gönnte.

»Entschuldigen Sie bitte die Störung, Herr Meinke ... Gibt es immer noch nichts Neues?«

»Hallo, Frau Beusen!« Er brachte nicht mal mehr die Energie für ein Lächeln auf.

»Die Sache mit Duan! Bitte, sie lässt mir keine Ruhe.«

Meinke holte tief Luft. »Wir sind jedem Hinweis nachgegangen, meine Kollegen und ich. Tut mir leid, wir drehen uns im Kreis. Und die Mordkommission auch.«

»Kann ich Ihnen irgendwie weiterhelfen, irgendetwas unternehmen?«

»Ich glaube nicht, Frau Beusen.«

»Also hoffnungslos das Ganze«, stellte die Bibliothekarin fest.

»Ganz ohne Hoffnung sind wir nie.« Meinke zupfte an seinem Rollkragenpullover, fuhr mit seinem rechten Zeigefinger hinter den Rollkragen und verschaffte sich Luft.

»Ein Unfallexperte befasst sich jetzt mit der Sache. Ein Sturzbetrunkener könnte es gewesen sein. Das ist im Augenblick unsere Theorie. Ein Unfall.«

»Theorie! Ich will ja nicht meckern, aber ...« Frau Beusen

stockte, weil sich das Handy des Hauptkommissars meldete.

Meinke war erleichtert über die Unterbrechung, bis er hörte, worum es ging. »Danke für die Info!«, sagte er. »Hab grad Feierabend. Bin trotzdem gleich da!« Er drückte die Verbindung weg. »Ich muss leider sofort los, Frau Beusen. Wir haben einen Leichenfund genau an der Stelle, wo der Hilkenbachsohn getötet wurde.«

Inzwischen war es fast Mitternacht. Zwei Polizeiwagen waren schon da, als Meinke ankam, drei Kollegen und eine Kollegin von der C-Schicht standen schweigend um die Leiche eines jungen Mannes herum. Ungefähr zehn Meter weiter erkannte er einen kleinen, roten Citroën, der mit offenen Türen auf dem Bankett abgestellt war.

»Ich dachte, das könnte dich interessieren«, meinte der Streifenführer, als Meinke herankam. »Weil der Junge vor zwei Wochen doch auch hier ...« Der Lichtkegel seiner Taschenlampe glitt über die leblose Gestalt.

»Wer ist das?«, fragte Meinke.

»Noch nicht zu sagen.«

»Unfall?«

»Vermutlich nicht«, sagte einer der Kollegen, ein älterer Obermeister mit tiefschwarzem Dreitagebart. »Sieht eher so aus, als sei der Mann von hinten erschlagen worden. Genauso wie dieser thailändische Junge. Ganz genauso.« Hauptkommissar Meinke besah sich den jungen Mann auf dem Boden, dessen Arme weit ausgestreckt waren und dessen Finger der linken Hand einen Klumpen Erde umklammerten.

»Er lag neben der Straße im Graben«, erklärte der Streifenführer und schaltete seine Taschenlampe aus. »Ein Radfahrer hat ihn entdeckt.«

»Das hier, das dürfte er sein, Mathias Wegener, Student«, rief plötzlich die Kollegin im Hintergrund. Sie hatte sich den Citroën weiter hinten angesehen und kam mit einer

Umhängetasche zurück. »Da sind Papiere. Studentenausweis, Personalausweis, Kreditkarte.« Sie verglich den Toten mit dem Bild auf dem Ausweis aus der Umhängetasche.

»Ja, das ist er.«

»Tatzeit?«

»Schwer zu sagen. Jedenfalls muss es schon vor einigen Stunden passiert sein. Die Autobatterie ist fast leer.«

»Wir müssen prüfen, ob irgendetwas gestohlen wurde«, überlegte Meinke laut.

»Seine Büchertasche liegt unangetastet auf dem Beifahrersitz. Seine Lederjacke ist auch da.«

Ein gelber Kleinbus kam heran, der Fahrer ging vom Gas, ließ den Wagen weiterrollen, ein paar junge Kerle glotzten heraus und klopfen mit ihren Bierflaschen gegen die Scheiben. Und natürlich ließ auch der erste Gaffer nicht lange auf sich warten.

»Wann legt ihr dem Mörder endlich das Handwerk?« Ein älterer Mann mit Hund drückte sich bei den Streifenwagen herum. »Und wer ist der Nächste, frag ich euch!« Sein Köter erleichterte sich am Hinterrad.

Bedeutungsschwer hingeworfene Fragen, die Meinke von Anfang an gehasst hatte. Nichts als leere Rhetorik.

Immer mehr Schaulustige kamen hinzu, Autofahrer schlängelten sich betont langsam an der Menschentraube vorbei.

Meinke nahm sich den Citroen vor. Als Erstes zog er den Zündschlüssel ab, dann kniete er vor dem Wagen nieder. Der rechte Scheinwerfer hatte nicht gebrannt. Das Glas war beschädigt. Aber nichts deutete auf einen frischen Schaden hin.

Er ging zurück zu den Kollegen. »Mordkommission«, sagte er zu dem Streifenführer.

»Schon erledigt. Leitstelle weiß Bescheid.«

»Vielleicht hat der Mörder den Mann hierher bestellt«, mutmaßte einer der Kollegen.

»Scheuchen Sie endlich die Leute weg, und kümmern Sie sich um die Verkehrsregelung«, knurrte Meinke und sah sich die Gaffer genauer an. Bei Bränden, das wusste jeder, hielt sich der Brandstifter manchmal unter den Zuschauenden auf. Aber die Gesichter sagten ihm nichts.

»Da wird sich die Presse jetzt wieder auf uns einschließen«, meinte die Kollegin. »Auf so einen wahnsinnigen Fall fahren die voll ab.«

»Wieso wahnsinniger Fall?«

»Na, ja, ich meine ja nur ...« Sie schaute Meinke fast schuldbewusst an. »Erst der Junge und dann heute das hier ... Fehlt nur noch, dass hier gleich der Vater auftaucht.«

Meinke sah sich die Hauptmeisterin zwei Sekunden länger als gewöhnlich an. Dann klappte er seinen Notizblock zu, steckte seinen Stift ein. »Kommen Sie mit!« sagte er. »Wir erledigen das.«

Die junge Hauptmeisterin musterte ihn erstaunt, kletterte dann aber schweigend zu ihm in seinen Wagen. Meinke fuhr los.

Sie brauchten nicht lange bis in den Falterweg. Auf sein Klingeln wurde allerdings nicht geöffnet. Meinke klopfte. Nichts. Dafür ging nebenan ein Fenster auf und eine junge Frau beäugte sie misstrauisch.

»Wir wollen zu Herrn Hilkenbach. Entschuldigen Sie die Störung.«

»Ach Gott, zu dem!«, sagte die Frau. »Völlig daneben, der Mann. Wenn sie lange genug klopfen, haben Sie vielleicht Glück.«

Die Kollegin war automatisch einen Schritt zurückgetreten und sicherte ihn, während Meinke weiter gegen die Tür bollerte. »Polizei. Machen Sie bitte auf!«

Trotzdem dauerte es zwei, drei Minuten, bis die Tür aufging.

Erwin Hilkenbach stand vornüber gebeugt da und starrte sie an, zeigte aber sonst keinerlei Regung.

»Wir müssen noch einmal mit Ihnen über Ihren Sohn sprechen«, sagte Meinke vorsichtig.

Hilkenbach hielt sich mit einer Hand am Türrahmen fest und klopfte mit der anderen die Asche von seiner Zigarette. Sein Blick wanderte mühsam zwischen Meinke und seiner Kollegin hin und her.

»Ich habe keinen Sohn.«, sagte er plötzlich.

»Herr Hilkenbach, es geht um Ihren Sohn Duan und um ...«

»Ich habe ihn gefunden.«

»Wen haben Sie gefunden?«, fragte Meinkes Kollegin.

»Den Mörder.«

»Können wir hereinkommen, Herr Hilkenbach?«, sagte Meinke. »Es ist wohl besser, wenn wir ...«

Hilkenbach holte zu einer schwungvollen Armbewegung aus. »Ich werde Ihnen den todsicheren Beweis liefern«, verkündete er und drehte nach rückwärts ab.

Sie folgten ihm langsam, die Kollegin hinter Meinke. Er spürte ihre Anspannung und sagte sich, dass er vielleicht besser der Leitstelle hätte Bescheid sagen sollen. Drinnen roch es nach kaltem Rauch und alten Pommes. Im Flur klebte an der Wand neben der Garderobe ein Dutzend gelber Zettel mit handschriftlichen Notizen. Hilkenbach kramte etwas vom Schuhschrank und hielt es ihnen hin.

»Damit habe ich ihn überführt!«

Meinke klaubte behutsam einige Glassplitter aus Hilkenbachs Hand und betrachtete sie unter dem gelben Licht der Flurlampe.

»Scheinwerferglas«, sagte die Kollegin neben ihm. Sie fischte einen Spurenbeutel aus ihrer Hosentasche, und Meinke tütete die Splitter automatisch ein. Ein großer und zwei kleine waren es.

»Erst das Glas, dann den Wagen gefunden«, murmelte Hilkenbach und lehnte sich an die Wand. Seine Augen waren gerötet, seine Bewegungen wie in Zeitlupe.

Meinke wunderte sich, dass er keinen Alkohol roch.

»War keine leichte Sache, Herrschaften! Und dann ...« Er tappte ins Wohnzimmer, warf sich in einen Sessel und knöpfte seinen Kragenknopf zu. Sein Gesicht strahlte nun eine unendliche Zufriedenheit aus. »Ich habe alle Autos aufgeschrieben, die da abends an der Stelle vorbeikamen. Liegt ja außerhalb, ziemlich weit weg von der Hauptstraße. Einer von denen hat Duan auf dem Gewissen. Von hinten über den Haufen gefahren, Herr Kommissar. Das kaputte Glas im rechten Scheinwerfer hat ihn verraten, den Mörder.«

Meinke warf einen Blick auf die Splitter in dem Plastikbeutel. »Wann war das, Herr Hilkenbach? Heute Nacht?«

»Ich hab ihn sofort erkannt. Rechts blind.«

»Roter Citroën?, fragte die Kollegin leise.

Hilkenbach nickte müde. »Er hat angehalten, weil ich ihm gewinkt hab...«

»Ein junger Mann?«

»Genau. Er war der Mörder.«

Die Kollegin hantierte mit ihrem Funksprechgerät und forderte bei der Leitstelle eine Streife an.

Langsam wich die Leere aus Meinkes Gedanken. »Herr Hilkenbach«, sagte er. »Der Unfallsachverständige hat festgestellt, dass es sich bei dem Fahrzeug, mit dem Ihr Sohn angefahren wurde, um einen Lastwagen handeln muss.«

»Er hat alles abgestritten und wollte weg. Aber die Beweise waren erdrückend.«

»Womit haben Sie zugeschlagen?«

Seine Schultern begannen plötzlich zu zittern. Er weinte.

Eine halbe Stunde später kam Meinke noch mal am Tatort vorbei. Die Kollegin hatte es übernommen, Hilkenbach mit der Streife in den Gewahrsam an der Uhlandstraße zu bringen.

Die Menschenmenge war etwas kleiner geworden. Blitzlichter flammten auf. Drei Kollegen der Kriminalwache waren jetzt vor Ort. Die Leiche des jungen Mannes war noch nicht abtransportiert worden.

Meinke versuchte, Hilkenbachs Glassplitter in den beschädigten Scheinwerfer des Citroën einzusetzen. Sie passten nicht. Also steckte er die Scherben wieder in die Plastiktüte und übergab sie dem Leiter des Kripoteams. »Hab gerade von der Leitstelle gehört, dass Sie den richtigen Riecher gehabt haben«, meinte der Mann. »Glückwunsch.«

Unzufrieden zuckte Meinke mit den Schultern. »Besser, wir hätten den Todesfahrer geschnappt als diesen Mörder.«

Als er zu seinem Wagen ging, machte er Otti Beusen unter den Gaffern aus. Ihre Haare drängten unter einer verrutschten, blauen Strickmütze hervor. Sie sah ihn fragend an, dann nickte sie, und das letzte, was Meinke von ihr sah, war ein kleines, mutmachendes Bibliothekarinnenlächeln.

Der Blumenmann

»Nicht wahr, jetzt ist alles in bester Ordnung«, sagt die Stationsschwester und verabschiedet sich. »Alles Gute! Für Sie und die Kleine.«

»Na ja – trotzdem vielen Dank!«

Andy Bestwig schnappt sich die Reisetasche und den Babykorb. Laura ergreift sein Handgelenk. Sie will ihm den Korb mit dem Baby abnehmen. »Das ist zu viel für dich«, sagt sie. »Zu schwer.«

»Nein, nein. So gewöhne ich mich schneller an die doppelte Verantwortung«, verkündet er schmunzelnd. »Verantwortung für dich und unser wunderbares Kind.«

Ein Lächeln huscht über Lauras Gesicht.

Sie gehen zum Aufzug.

»Zum Glück hab ich vor der Klinik einen Parkplatz erwischt«, sagt Andy.

Als er den Rufknopf gedrückt hat und sich wartend umschaut, stößt er Laura mit dem Ellenbogen an.

»Du, warte mal!«

»Was ist denn?« Die Fahrstuhltür gleitet auf.

»Moment mal. Da ist der Kerl wieder. Der mit dem Blumenstrauß.«

»Ich verstehe nicht«, sagt Laura. Die Aufzugtüren schließen sich lautlos.

»Der in deinem Zimmer war, der uns beklaut hat.«

»Bist du sicher?«

»Hundert Prozent. Du hast ihn ja ganz genau beschrieben.«

Während Andy den Mann mit den Blumen nicht aus den Augen lässt, setzt er zuerst die Reisetasche und dann ganz vorsichtig den Babykorb ab. Zum Glück schläft das Baby immer noch.

»Bin gleich zurück!«

Und damit eilt Andy dem Unbekannten nach, der gerade im Treppenhaus verschwindet. Am Treppenabsatz kann er den Mann gerade noch als flüchtigen Schatten ausmachen. Der Fremde ist schon eine Etage tiefer.

»Hallo! Moment mal!«, ruft ihm Andy nach.

Der Kerl fühlt sich nicht angesprochen, wirft nur einen kurzen Blick über die Schulter, erhöht aber zugleich seine Geschwindigkeit. Andy hastet hinterher, und er spürt, wie seine Wut mit jeder Treppenstufe zunimmt. Eine bisher unbekannte Wut.

»Hallo, Sie!«

Der Kerl hat unten eine der dunkelblauen Türen am Fuß der Treppe geöffnet, schlüpft hindurch und zieht sie hinter sich zu. Als Andy die Tür aufdrückt, steht er im Keller der Klinik. Versorgungsrohre. Ausrangierte Betten und Nachttische. Plastiksäcke.

»Verdammt!«

Schummrige Beleuchtung. Eine Neonlampe blinkt aufgeregt mit einem flackernden Surren. Andy hält den Atem an, lauscht. Keine Schritte, nichts.

Doch! Atmen. Unterdrücktes Atmen, Keuchen.
Mit einem trockenen Klick geht das Licht aus. Der Schreck ist tiefschwarz. Andy springt zur Seite, in Erwartung eines Angriffs. Dann geht das Licht wieder mit diesem flackernden Surren an.
Das Keuchen.
Irgendwo da rechts, aus dem Gang, in dem eine ganze Reihe von ausrangierten Klinikbetten steht.
Andy bewegt sich langsam und lautlos nach rechts und bekommt gerade noch den Kerl zu packen, der sich hinter der Gangecke versteckt hat und losrennt, als er auftaucht.
»Na, warum so eilig?«
Andy drückt den Burschen gegen das Bettgestänge.
»Was ist denn? Was wollen Sie?«
Er ist etwa fünfzig, gut gekleidet. Korrekt gescheitelte, dunkelblonde Haare. Er ringt nach Luft. »Warum verfolgen Sie mich?«
»Sie waren gestern bei meiner Frau im Zimmer. Und danach war meine Kamera weg. Her damit!«
»Ich weiß überhaupt nicht...«
Andy packt den Kerl fester.
»Muss ich erst nachhelfen? Wird's bald? Eine Canon PowerShot.«
Der Mann starrt ihn an, er überlegt. Auf der Suche nach einem Fluchtweg pendeln seine Augen hin und her.
»Hören Sie, Sie können mir nichts beweisen ...«
»Keine Diskussion, her mit dem Ding! Aber sofort! In dem Apparat sind die allerersten Bilder von meiner Tochter. Die ganze Geburt, der erste Schrei. Und die Zeit davor.«
Der Mann versucht es jetzt mit einem treuherzigen Augenaufschlag. Er rechnet wohl nicht mit einer Chance zu entkommen. »Hören Sie ... ich hab die Kamera da gesehen... ich hab sie mitgenommen, damit sie nicht wegkommt ... ich meine...«
»Quatsch nicht! Her damit!«

Mit einem Mal hat der Mann ein schiefes Grinsen im Gesicht.

»Okay okay ... für hundert Euro!«

Andy Bestwig packt den Mann fester und knallt ihn gegen ein Bettgestell. Einmal, zweimal.

»Du miese Ratte! Dir werd' ich helfen!«

Der Mann schreit auf. Seine Beine knicken ein. Er stürzt zu Boden, und bekommt auch noch einen Tritt ab. Stöhnend versucht er sich an dem Bett wieder hochzuziehen. Wieder dieser trockene Klick. Totale Dunkelheit. Andy bewegt sich zur Seite, tastet ins Dunkle ... dann ist das Licht wieder da. Der Blumenmann steht noch an der gleichen Stelle. Er atmet schwer.

»Hören Sie... Das war nur ein Scherz ... Ich will ja ... wenn Sie ...«

Er bricht ab, hustet, er taumelt ein wenig und geht in die Knie.

Andy reißt ihn wieder hoch, er ist stinksauer.

»Wie gesagt, eine silberne Canon PowerShot!«

Der Mann, der wieder nach vorn gekippt ist, hängt jetzt halb über dem ausrangierten Klinikbett und zerrt einen Pappkarton hervor, der darunter steht. Unter einer Menge Klinikkrum – Mullbinden, leeren Infusionsflaschen, Stauschläuchen und Blutdruckmanschetten sieht Andy zwei, drei Billigkameras und ganz unten seine PowerShot.

»Na geht doch!« Andy fischt seine Kamera aus dem Karton, dann verpasst er dem Mann noch einen wuchtigen Stoß vor die Brust, so dass der zu Boden geht.

Gerade noch rechtzeitig ehe das Licht wieder ausgeht erreicht er die dunkelblaue Tür zum Treppenhaus. Hinter ihm wird es dunkel. Er eilt über die Treppe ins Erdgeschoss. Laura wartet schon auf ihn, sitzt mit dem Körbchen und dem drei Tage alten Baby auf einer Bank, weit ab vom Aufzug. »Andy ... hier sind wir!«

Andy schnauft, noch außer Atem, aber er kann stolz die PowerShot präsentieren. Er hebt sie vors Auge. »Bitte lächeln!«

»Kannst du hexen?«, will seine Frau wissen. »Wie hast du das denn geschafft?«

»Ich erkläre dir alles, später!«

Andy Bestwig fährt sich mit der Hand über die Stirn. »Erst mal bringen wir die Kleine nach Hause!«

Zugleich merkt er, dass seine rechte Schulter schmerzt. Aber das wird schon nichts Schlimmes sein.

In den nächsten Tagen sind Laura und Andy voll ausgelastet mit ihrem neuen Familienleben. Verwandte und Freunde nehmen sie mit Anrufen und Glückwünschen zusätzlich in Beschlag.

Andys Bruder Robby läuft am Sonntag mit einem riesigen Blumenstrauß und einem überdimensionalen Schnuller vor der Brust auf, in Begleitung seiner neuen Freundin. Er stürmt gleich ins Schlafzimmer und bleibt dann ein paar Sekunden andächtig vor dem Kinderbettchen mit dem rosafarbenen Tüllhimmel stehen.

»Gut gemacht, Alter! Wurde auch höchste Zeit.«

Und dann zaubert er noch eine Sektflasche aus einer Plastiktüte. Die Flasche wird sofort geknackt. Laura mag aber nicht mittrinken.

»Gibt's denn keine Fotos von Klein-Insa?«, fragt Robby.

»Alles dokumentiert. Jeder Tag. Von Anfang an bis heute«, erklärt Andy. Dann ist die Geschichte von dem verhinderten Kameradiebstahl dran, während er seinen Laptop hochfährt. »Hab den Kerl quasi in flagranti erwischt und ihm die Kamera wieder abgenommen!«

Robby und seine Freundin Ilona sind beeindruckt.

Laura runzelt die Stirn. »Aber du hast mir doch ...«

»Egal«, kürzt Andy das Thema ab und schnappt sich die Kamera. Als er das Batteriefach aufdrückt, um die Speicherkarte zu entnehmen, stutzt er.

»Das darf doch nicht wahr sein!« Er wirft den Apparat aufs Sofa. »Das Schwein, dieses elende Schwein!«

»Was ist denn los, Andy?«, fragt Laura. »Und sei nicht so laut, bitte!«

»Nichts mehr drin in dem Kasten! Der verfluchte Kerl hat den Chip rausgeklaut.«

Ratloses Schweigen. Die drei Sektkgläser bleiben halbgeleert stehen. Andy ist sauer. »Alles im Eimer! Und ich habe immer weiter fotografiert. War mir sicher, dass alles schön gespeichert wird.«

Er schlägt sich auf die Oberschenkel und bemerkt wieder den Schmerz in der rechten Schulter.

»Wie krank ist das denn!« Robby schüttelt den Kopf.

»Was will der Typ denn mit euren Babyfotos?«

»Ja, was macht der Kerl damit?«, fragt sich auch Andy. Er lässt sich in einen Sessel sinken und starrt wütend vor sich hin.

»Hauptsache, dir ist da unten nichts passiert, Andy!«, versucht Robbys Freundin Ilona die Stimmung zu retten.

Andy greift noch einmal zu der Kamera. Aber er hat sich nicht geirrt. Der Chip ist weg. »Verdammt!«

»Die klauen in den Krankenhäusern doch alles, was nicht niet- und nagelfest ist!«, sagte Robby. »Und das Klinikum, in diesem Riesenbau passieren die komischsten Sachen. In der WAZ stand, dass sie im Keller irgend so einen Typen gefunden haben... Christof Sowieso... 48 Jahre alt. Der ist da wohl gestürzt und dann verhungert oder verdurstet, was weiß ich, weil ihn da keiner gefunden hat! Das musst du dir mal vorstellen! Im Krankenhaus!«

Andy blickt erschreckt hoch. Zum Zeitungslesen ist er in den letzten Tagen nicht gekommen, der Stapel liegt ungelesen unter dem Fernseher.

»Irgendwie mysteriös«, sagt Ilona.

Er greift zu seinem Sektklas und grinst seine Gäste an.
»Auf unsere Insa!«

Er rührt ihn nicht an, den wachsenden Zeitungsstapel unterm Fernseher. Erst nach gut einer Woche traut er sich. Er schlägt die aktuelle Ausgabe auf und klappt sie auch gleich wieder zu. Da gibt's eine Todesanzeige, die ihn wie ein Faustschlag trifft. Christof Kuhn, und das Alter stimmt.

Andy Bestwig klemmt sich die Zeitungen unter den Arm.
»Ich geh mal eben zum Papiercontainer«, ruft er.

Ohne eine Antwort abzuwarten, stürmt er nach draußen.

Am Container fischt er die Seite mit der Todesanzeige aus dem Papierstapel. Er rechnet nach. Dieser Kuhn ist mit 48 Jahren »unerwartet verstorben«. Unerwartet jetzt auch der Schreck darüber, dass es sich um den Blumenmann aus dem Keller der Klinik handeln könnte. Einmal da, lässt sich der Gedanke nicht mehr verdrängen.

Kuhns Adresse steht sogar im Telefonbuch. Akazienweg 81b. Nur ein paar Straßen weiter. Dass bei seinen Testanrufen, die er aus der Zelle an der Bamlerstraße macht, nie jemand drangeht, macht Andy noch unruhiger.

Wieder lässt er ein paar Tage verstreichen. Tage und Nächte, die ihm zusetzen. Da ist niemand, dem er sich anvertrauen könnte. Nach der Arbeit geht er Laura so oft wie möglich bei Klein-Insa zur Hand.

Sie denkt, dass er damit seine neue Verantwortung annimmt, aber in Wirklichkeit hofft er, damit die Erinnerung an den Kerl aus dem Klinik-Keller aus dem Kopf zu kriegen.

Aber sobald er zur Ruhe kommt, sind die Bilder und Fragen wieder da. Warum hat er überhaupt zugeschlagen? Waren es seine Schläge, die den Mann so zugerichtet haben? Ist der vielleicht hinterher noch mit jemand anderem aneinandergeraten? Ist es überhaupt derselbe Typ?

Irgendwann steht er vor dem Reihenhaushaus im Akazienweg. Ein unscheinbares, graues Haus mit schmalen Vorgärten und hässlichen Mülltonnenkästen. Die Rasenfläche vorm Haus ist mit Sperrmüll vollgestellt. Zwei Jugendliche kommen vorbei und schleudern ihre Red-Bull-Dosen auf die alten Möbel und den Hausrat.

Als Andy Bestwig einen Schritt auf die ausrangierten Sachen zugeht, kommt eine reichlich übergewichtige Frau aus dem Haus und wirft ein Weinregal aus Plastik zu dem anderen Kram.

»Frau Kuhn?«

Sie ist bereits wieder auf dem Weg zur Haustür und dreht sich misstrauisch um.

»Bitte?« Die Frau schnauft heftig.

Andy geht langsam auf sie zu. »Entschuldigen Sie, hier wohnt doch Christof Kuhn, oder?«

»Ja, das war mein Bruder ...«

»Tut mir leid, was passiert ist. Ich meine ...«

»Schon gut. Kannten Sie ihn? Wer sind Sie denn?«

»Ich ...« Andy beschäftigt immer noch die Frage, warum er überhaupt den Mund aufgemacht hat. Irgendetwas hat ihn dazu getrieben. Etwas, gegen das er nicht angekommen ist. Er muss raus aus dieser verdammten Ungewissheit. »Ich bin der Winfried«, sagt er. »Winfried Rogalla.«

»Nie gehört. Ihren Namen meine ich.«

»Wir kennen uns vom Dartspielen, hatten uns angefreundet.«

»Dart? Da hat er nie was davon erzählt. ... Aber ich hab auch nicht mehr soviel mit ihm zu tun gehabt, mit dem Chris, in den letzten Jahren.«

Andy lächelt, ganz automatisch. »Ja, der Chris!« Er ist sich fast sicher, dass die Frau ihm glaubt.

»Wenn Sie schon hier sind«, sagt sie, »dann helfen Sie mir mal eben bei dem Kühlschrank. Das muss alles raus, die Sperrmüllabfuhr kommt morgen.«

»Okay. Regeln Sie denn hier alles allein?«

»Kommen Sie. Nee, hier gibt's keine Seele, die mir hilft.
Es muss alles raus. Das meiste.«

»Ehefrau, Kinder?«

»Seine Ex hat ja nichts mehr von ihm wissen wollen. Ist
nach der Scheidung weg nach Bayern.«

»Ach ja, stimmt. Er hat mal so was erwähnt.«

»Deswegen bleibt die ganze Auflösung hier jetzt an mir
hängen!«

»Dann sind Sie ...«

»Ella. Seine Schwester. Aus Castrop.«

»Ach ja!«

Drei Treppenstufen führen zur Haustür, die weit geöffnet
ist. Im Nu steht Andy im Wohnzimmer des schmalbrüs-
tigen Hauses, wo sich Umzugskartons neben Plastikwan-
nen mit Porzellan türmen.

»Kommen Sie«, fordert die Frau ihn auf und geht nach
links in die Küche. Sie deutet auf einen uralten, mit Re-
klamebildchen vollgeklebten Kühlschrank.

»Der tuckert wie ein Diesel«, erklärt sie. »Wahrscheinlich
verbraucht der auch so viel.«

Sie schieben ihn bis zur Küchentür, müssen ihn anheben,
weil da die Schwelle stört, und erreichen schließlich mit
dem Koloss keuchend die Haustür. Sie lassen ihn einfach
die Treppenstufen hinunterpoltern.

»War das alles?«, will Andy wissen und reibt sich die staub-
bedeckten Hände.

»Da ist noch Zeug in seinem sogenannten Arbeitszimmer.
Ich versteh' das nicht, diese PCs und Monitore. Das war
seine neue Welt. Unheimlich. Hab' mich da noch nicht
reingetraut. Kapiert ich nicht, diesen Technikquatsch.«

Weil die Türklingel geht und die Frau dann mit dem Uni-
tymedia-Mann in den Keller muss, um den Kabelfernseh-
Anschluss stillzulegen, ist Andy jetzt ganz allein oben.

Vorsichtig schiebt er die Tür zum Arbeitszimmer auf. Der
winzige Raum liegt im Halbdunkel. Es riecht eigenartig.

Muffig. Die nicht ganz herunter gelassenen Jalousien geben den Blick frei auf ein Stück Terrasse hinter dem Haus. Auf einer breiten Schreibtischplatte steht ein neuer Flachbildschirm, daneben ein aufgeklappter Laptop, und auf einem Beistelltisch ist ein weiterer Laptop zu erkennen. Auf dem Schreibtisch liegen fast ein Dutzend Speicherkarten. Um die Rechner und den Monitor herum sind mehr als zwanzig leergebrannte Teelichte verteilt. Wie ein Zauberkreis umrahmen sie die Technik.

Andy ist in der Tür stehen geblieben. Er zögert. Aus dem Keller kommt Ellas Stimme. Mit drei Schritten ist Andy im Zimmer, vielleicht findet er hier die Antwort auf seine Fragen. Kurz entschlossen schaltet er sowohl den PC neben dem Schreibtisch als auch die beiden Laptops an. Die Stimmen von Kuhns Schwester und dem Kabelfernsehermann hallen aus dem Keller herauf.

Allmählich bauen sich die Desktops auf den Bildschirmen auf. Die leise Ahnung, die Andy angesichts der Speicherkarten beschlichen hat, wird zur Gewissheit, als er die Bildergalerien auf den Monitoren sieht: Stolze Hochschwanger. Nackte Haut, dunkle Haut, helle Haut. Große Brüste. Behaarung. Auch Schweiß, auch Blut. Schreie. Stöhnen. Gesichter von erschöpften Frauen, Kinder mit blauen und roten Gesichtern.

Vergeblich versucht er sich vorzustellen, was Kuhn hier alles getrieben hat, bei Teelichtern und den Bildern ...

Er hört Stimmen auf der Kellertreppe. Andy stopft sich die Speicherchips in die Hosentasche, geht in die Knie. Er findet den Sechsfachstecker für die Rechner und knipst ihn mit dem roten Schalter aus.

Die Haustür ist noch angelehnt, so dass er lautlos verschwinden kann. Er hastet durch den Akazienweg, biegt um die Ecke, nach ein paar Minuten bleibt er stehen und will umkehren, weil er vielleicht etwas übersehen hat. Aber dafür ist es jetzt zu spät. Deshalb wirft er die Chips in einen Gully. Er weiß, dass seine Fotos von Klein-Insas

Geburt dabei sein können.
Egal. Er will alles loswerden, alles, und nichts mehr damit
zu tun haben.

Erzählungen für Jugendliche

Okay, geht niemand was an

Kurz nach zehn zieht Marion los. Drei Cola hat sie im Klickklack getrunken, geredet, gelacht, viel getanzt – in einem günstigen Augenblick macht sie sich davon.

Sie kennt die Leute in der Diskothek nicht. Sie will auch niemanden kennenlernen. Als sie rauskommt, klopf ihr Puls etwas höher als sonst. Sonst hat sie immer bezahlt, diesmal ist sie pleite. Restlos pleite. Die letzten zwei Markstücke waren im Fotofix draufgegangen. Für vier lichtschwache Paßbilder, die sie auf der Bank vor dem Automaten lange betrachtet hat. Fotos von einem Mädchen mit äußerst entschlossener Miene.

Erledigt fühlt sie sich. Verschwitzt. Die Beine tun weh. Sie friert. Draußen ist natürlich nichts mehr los. Marion setzt sich auf den Rand einer der Blumenkübel und knöpft ihre Strickjacke zu. Unter den rechten Arm klemmt sie ihr winziges Handtäschchen. Das alte braune Stück enthält jetzt alles, was ihr wichtig erscheint.

Wohin, fragt jemand hinter ihr.

Marions Puls macht wieder Sprünge, obwohl sie eigentlich hundemüde ist. Hundemüde und unzufrieden. Suchend sieht sie an der Häuserzeile entlang, an den Schaufenstern mit dem gedämpften Licht.

He, ich hab' dich was gefragt, sagt jemand hinter ihr.

Sie dreht sich herum. Mitten zwischen den Asten des zweiten Blumenkübels sitzt jemand. Sie nimmt an, daß er sie angrinst. Genaues läßt sich nicht ausmachen. Es ist dort zu dunkel.

Na, wohin geht die Reise, fragt die Stimme.

Marion dreht sich allmählich ganz herum, sie nimmt den komischen Vogel, dem es da zwischen den Blumen wohl gefällt, etwas genauer in Augenschein, so gut es geht.

Suchst wohl deine Stimme, sagt die Person.
 Ne, keineswegs, sagt Marion und ärgert sich mal wieder über ihre fehlende Schlagfertigkeit.
 Was denn, fragt die Stimme.
 Langsam schiebt sich der komische Vogel auf seinen dünnen Beinen heran, springt dann stöhnend vom Kübel herunter, klopft sich ab und zieht in aller Ruhe seine Hosenbeine über die Stiefel.
 Ich bin übrigens der Berni, sagt er, eigentlich Bernhard, aber meistens Berni.
 Marion nickt nur und versucht ein mißtrauisches Gesicht zu machen. Damit hat sie bisher ganz gute Erfahrungen gemacht. Seit drei Tagen. Seit sie sich entschlossen hat, alles zu ändern und die Sache allein durchzustehen.
 Für solche Läden hab' ich kein Geld, sagt Berni.
 Sein Daumen weist rückwärts zum Klickklack, wo ein Schwarm junger Leute aus der Eichentür quillt. Berni läßt sich auf die Steinplatten nieder, direkt vor Marions Füßen.
 Ist schön hier, sagt er, Typen angaffen und so. Nur nachts wird's saukalt.
 Geh' doch nach Hause, sagt Marion.
 Berni lacht sofort los. Wie einer, der einen ganz dämlichen Witz gehört hat. Er schüttelt den Kopf und sein krauses Haar und lacht glucksend vor sich hin.
 Und du, fragt er dann.
 Geht dich nichts an.
 Okay. Geht mich nichts an. Geht niemand was an.
 Berni steckt sich eine Zigarette zwischen die Lippen. Er läßt sich viel Zeit beim Anzünden und verstaubt die Blechschachtel unter seinem Pullover.
 Geschnorrte schmecken am besten, sagt er. Aber mein Vorrat geht zu Ende. Muß mal wieder welche organisieren.
 Beide starren eine Zeitlang ihre undeutlichen Silhouetten an.

Ein Mann kommt mit seinem Hund vorbei. Der Hund zerrt an der Leine, knurrt, weil er eine andere Ecke aufsuchen will. Seine Pfoten kratzen über die Betonpiste. Hör mal zu, sagt Berni leise, wir müssen uns was einfallen lassen.

Wir?

Wir zwei. Du und ich.

Hab' schon genug mit mir zu tun.

Weiß ich, sagt Berni, sieht man doch.

Sieht man?

Marion ist aufgestanden und macht ein paar Schritte auf die Diskothek zu. Mit der rechten Hand streicht sie ihre Haare aus der Stirn. Das dunkelblonde Haar ist glatt und eigenwillig. Es fühlt sich strähnig an. Strähnig schon nach so kurzer Zeit.

Wann hast du denn den großen Satz gemacht, fragt Bernis Stimme hinter ihrem Rücken.

Vorgestern, sagt Marion prompt.

Drei Tage? Schwaches Bild, Schwester. Bin schon fast vier Wochen auf Achse. Macht Spaß. Ganz bestimmt. Je länger, desto besser. Da spürst' e das echte Leben, den riesigen Unterschied zu vorher. Nicht unterkriegen lassen, auf sich allein gestellt sein, solche Erfahrungen sind lebenswichtig.

Berni grinst weltmännisch, und die Leuchtreklame vom Klickklack gibt seinem Gesicht ein irres Zucken. Auf sechzehn oder siebzehn schätzt Marion ihn. Also so zwei Jahre älter als sie selbst.

Bei mir zu Hause war nach außen hin alles okay, sagt Berni, alles optimal im Lot, aber stinklangweilig. Das ging mir voll auf den Keks. Keine Vibrationen. Höhepunkte schon gar nicht. Und jetzt bin ich ein freier Vogel. So einer muß schon mal was aus anderen Nestern mitgehen lassen. Zurück geh' ich auf keinen Fall, klar. Wo warst' e denn?

Dacht' ich mir schon, daß du so ein seltener Vogel bist, sagt Marion. Bin immer nur rumgelaufen. Jugendclub.

Bahnhof. Da wollte man mich nur abschleppen. Stadtpark. Im Garagenhaus hab' ich ein Nickerchen gemacht. Ganz oben unterm Dach. Hab' aber eigentlich kein Auge zugekriegt.

Und? Was passiert?

Nee, hab' mich immer gleich wieder verdrückt. Mücke gemacht, weggetaucht.

Und wie ist das jetzt mit uns, fragt Berni.

Was denn?

Ich trab' jetzt los.

Ohne mich, sagt Marion, ist doch klar.

Mußt du selbst wissen, sagt er.

Er pfeift gelassen durch die Zähne, während er an den Schaufenstern entlangtänzelt. Marion folgt ihm beinahe unbeabsichtigt. Im Moment fällt ihr nichts anderes ein. Es geht eine Rolltreppe abwärts, an einer Bushaltestelle vorbei, an der Marion zögernd stehenbleibt. Der letzte Bus ist sowieso weg. Und außerdem ist sie restlos pleite und fertig mit allen. Berni winkt. Er steht bereits auf der anderen Straßenseite, und Marion zögert noch.

Bis sie die Straße überquert hat, hockt sich Berni mit einem Bein auf einen Papierkorb und pfeift. Das andere Bein schaukelt hin und her. Ein scharfer Windzug fegt jetzt durchs Gelände.

Ich kenne da was, wo's schön warm ist, sagt Berni.

Dann marschier' doch hin.

Und du?

Geht dich nichts an.

Okay, okay, geht niemand was an.

Ach, war nicht so gemeint, sagt Marion frierend.

Mitten auf der leeren Fahrbahn bleibt sie stehen. Berni ist hinter einem sechseckigen Backsteinbau verschwunden. Durch die bunten Glasfenster schimmert Licht. Eine moderne kleine Kirche ohne Turm. Möglicherweise nur ein Gemeindesaal. Angeblich gibt's dort immer Menschen, mit denen man zu jeder Zeit reden kann.

Als Bernis Pfiffe wieder zu hören sind, fährt gerade ein Taxi auf Marion zu, bremst, der Fahrer schiebt seinen Kopf durchs offene Fenster und grinst sie vielsagend an. Ein paar schnelle Schritte macht sie und verschwindet hinter dem Backsteinbau. Sie prallt fast mit Berni zusammen.

Angst, fragt er nach einer Pause.

Quatsch, schwachsinniger.

Also doch.

Blödsinn.

Wenn du soviel Mumm hast, sagt Berni schnell und sieht ihr in die Augen, dann komm doch mit.

Seine Stimme wirkt etwas unsicher. Er sieht verfroren aus, abgekämpft. Seine Schultern hat er hochgezogen und dreht sie gegen den Wind.

Grönland original, hier.

Gemeinsam ziehen sie an den Wänden des Kirchenforums entlang, neuerbaut und unübersichtlich. Der hintere Ausgang liegt windgeschützt hinter einem frisch bepflanzten Erdwall, der den Lärm der Schnellstraße abfangen soll.

Hier, sagt Berni unvermittelt und deutet nach unten.

Sie stehen auf einem Eisengitter. Unter ihnen läuft ein tiefer Betongraben zum Haus, vielleicht in den Keller, vielleicht drunterher. Marion sieht ihren Begleiter zweifelnd an. Von einem Punktstrahler auf einem Balkon fällt ein Rest Licht auf ihr Gesicht. Berni hat schon eines der Gitter angehoben, hat sich hindurchgezwängt, hat sich tief unten auf den Boden plumpsen lassen.

Hier entlang, sagt seine veränderte Stimme, hier ist es ganz warm.

Na und, fragt Marion.

Sie spürt die Wärme bereits an ihren Füßen und hockt sich auf das Gitter. Der schwüle Dunst, der aus dem Dunkel hochsteigt, macht sie einige Atemzüge lang benommen. Aber die Wärme tut gut. Mit einem entschlossenen

Ruck hebt sie das Abdeckgitter und fällt fast zwei Meter tief. Berni fängt sie auf. Er legt seinen Arm um sie. Keine Angst, sagt er, gemütlich ist's hier, und der Luftschacht wärmt uns beide.

Verdammt dunkel, sagt Marion.

Hab' mich schnell dran gewöhnt, sagt Berni stolz. Solche stillen Ecken muß man kennen, sonst ist alles aus. Das ist sowas wie Überlebenstraining.

Er zieht sie an einer Hand vorsichtig nach vorn, weiter durch den Schacht. Sie müssen sich bücken, krabbeln dann auf allen vieren weiter. Der Schacht macht einen rechtwinkligen Knick und geht dann unter dem Ausgang des Kirchenforums weiter. Zwei, drei Meter vielleicht. Papier und Plastiktüten rascheln.

Da, sagt Berni, das ist mein Platz, gehört jetzt dir.

Er drückt Marion auf ein Lager aus Pappe, Folien, Kissen und Decken, während er sich selbst zwei Holzlatten zu einer Sitzbank zusammenschiebt. Sie schweigen eine Zeitlang. Berni sucht etwas, sucht was gegen seinen Kohldampf, wie er erklärt. Aus einer alten Obstkiste kramt er nur eine Schachtel Zigaretten hervor. Er bietet sie kumpelhaft an, raucht dann aber allein, weil Marion ablehnt. Warum bist du abgehauen, fragt er plötzlich.

Stunk, sagt Marion ebenso plötzlich. Eltern, Schule und überhaupt.

Dacht' ich's mir doch!

Was?

Daß du noch zur Schule gehst.

Wieso? Ich trage doch keine Schuluniform.

Nur so. Hab' eben 'nen Blick dafür. Aber hier ist es wirklich super.

Ich weiß nicht –

Sie hat sich nun ein wenig an die Dunkelheit gewöhnt. Aber die Stille macht ihr zu schaffen. Und dann muß Marion unbedingt loswerden, was sie die ganze Zeit über beschäftigt. Nicht erst seit den letzten beiden Tagen und

Nächten. Von ihren schwachen Zensuren erzählt sie. Von der ständig gereizten Stimmung im Haus, die durch alle Zimmer schleicht. Von der ewigen Besserwisserei ihrer Eltern. Von ihrem Entschluß, sich allein durchzubeißen, und mit den geringsten Mitteln. Von der Schwierigkeit, nun einfach umzukehren – als sei nichts geschehen. Zu Hause wollen sie garantiert wissen, ob es ihr leid tut, daß sie abgehauen ist. Vom Kleine-Brötchen-backen erzählt sie. Vom theatralischen Neubeginn, der nach drei Tagen wieder die gleiche Leier sein wird. Nichts tut ihr leid. Gar nichts.

Glaub' mir, es gibt nichts Freieres als das hier, sagt Berni, keine Randle, kein Frust.

Marion nickt verständnisvoll. Es soll jedenfalls so wirken. Es ist sowieso zu dunkel. Berni streckt seine dünnen Beine mit den Stiefeln aus, berührt dabei ihre Schuhe und lacht etwas verlegen.

Falls ich nicht besser werde in Mathe und Geschichte, sagt Marion, muß ich runter von der Klapsmühle. Einen Job suchen. Aber es gibt nichts, was mir echt Spaß macht. Und es gibt sowieso nirgendwo Jobs.

Aber Spaß gibt's überall.

Hm.

Wirklich, sagt Berni und rutscht zu ihr hinüber.

Seinen Arm legt er beschützend auf ihre Schulter, und mit der freien Hand ergreift er ihr Kinn. Ganz langsam dreht er ihr blasses Gesicht zu sich herum, preßt dann seine Lippen auf ihren geschlossenen Mund. Seinen rauchigen Atem nimmt Marion wahr. Sein Kuß dauert unendlich und läßt ihren Puls wieder ziemlich hochschnellen.

Glaub' mir, Spaß gibt's wirklich überall, sagt Berni dann noch einmal und mit Nachdruck.

Während er sie wieder küßt, diesmal mit weit geöffneten Lippen, schiebt er seine Hand durch Marions Strickja-

ckenverschluß und unter ihren Pullover und immer weiter. Sie erstarrt, weil die eiskalte Hand ihren BH berührt, die Haut, die Brüste.

Marion fühlt sich wie eingeklemmt. Sie hält den Atem an, und Bernis hastiger Raucheratem überzieht ihr Gesicht, bedeckt es.

Laß sein, sagt sie leise.

Dann erst merkt sie, daß sie zur Seite gerutscht ist. Beide liegen dicht an der mit Plastiktüten beklebten Betonwand, über die ein diagonaler Lichtstreifen verläuft. Bernis Hände haben von ihrem Körper Besitz ergriffen, sie öffnen ihre Jeans, und Marion spürt dort fremde, immer noch kalte Finger, die sie maßlos erschrecken.

Sie fährt hoch. Ein kurzer Schrei. Berni, der auf ihr liegt, schweratmend, schiebt ihr sofort eine Hand über den Mund.

Bist du verrückt, sagt er flüsternd, du verrätst doch unser Versteck!

Ich will hier raus, sofort raus hier, sofort, sagt Marion stockend.

Mensch, du schreist wie ein Säugling, sagt Berni, dämliche Anfängerin!

Er kniet vor ihr und lauscht. Mit schräggehaltenem Kopf lauscht er nach oben, rutscht dann auf den Knien auf sie zu, legt eine Hand auf ihren linken Oberschenkel.

Am liebsten würd' ich jetzt meine Taschenlampe anmachen, sagt er.

Warum?

Zum Sehen. Sehen, wie du daliegst.

Also, hör zu, sagt Marion, ich bin nicht von zu Hause abgeschwirrt, um das hier mit dir zu machen.

Wieso? Hast du was?

Das hilft mir auch nicht weiter.

Berni betrachtet sie ruhig, er scheint lange zu überlegen und läßt dann wieder eine Hand unter Marions Pullover fahren. Ihr Puls schlägt immer noch heftig, und Marion

lehnt sich an die Mauer und läßt es zu, daß seine Finger noch eine Zeitlang über ihren Körper wandern.

Komm doch, sagt Berni. Wir zwei bleiben zusammen, weißt du. Und irgendwann setzen wir uns ab nach Amsterdam. Oder Berlin.

Hör auf, sagt sie.

Sie tastet nach ihrer Tasche. Die Kontrolle über sich selbst will sie nicht verlieren. Ein Stück Kaugummi bietet sie Berni aus ihrer eisernen Ration an. Als sie abhaute, hatte sie sich für fünf Mark eine Menge Päckchen besorgt. Für alle Fälle. So ein Fall, den sie sich nie ganz genau ausgemalt hat, ist jetzt gekommen.

Eigentlich möchte sie Berni erklären, warum sie seinen Fingern freies Spiel läßt. Weil sie ihn jetzt nicht ganz enttäuschen will. Weil es auch etwas Spaß macht. Weil sie ihre Eltern strafen will. Weil es ihr trotz der Warmluft kalt ist. Weil sie müde ist. Es gibt so viele Gründe.

Hör bitte auf, sagt sie.

Sei nicht so feige, sagt Berni.

Er versucht es nochmal. Er drückt sie auf den Boden, bedeckt sie mit seinem ganzen Körper, mit seinem Gewicht. Aber diesmal spürt Marion so etwas wie Wut in sich aufsteigen. Sie rollt zur Seite und tritt zu, ohne zu zielen. Berni stöhnt und flucht. Er krümmt sich zusammen.

Hau ab, du Miststück, sagt er dann, verzieh' dich, du undankbare Ratte!

War nicht so gemeint, sagt Marion nach einer Weile. In der Ecke hockt Berni inmitten seiner Pappdeckel, die Beine angezogen, die Arme auf den Knien. So bleibt er lange sitzen. Auch dann noch, als seine zweite Zigarette längst verglommen ist. Sein Kopf fällt nach vorn, das krause Haar auf die Arme.

Als das erste Licht in den Schacht fällt, wacht Marion auf. Vielleicht ist es auch die Kälte, die sie weckt. Verwundert betrachtet sie die Türen, die Decken, die Zeitungspapier-

reste. Es muß sehr früh am Morgen sein. Ihr Magen rumort. Berni liegt auf der Puppe wie ein zusammengerollter Hund. Nach einiger Zeit streckt er Arme und Beine aus und brummelt vor sich hin. Das ist der Zeitpunkt, auf den Marion gewartet hat.

Komm, du mußt mir raushelfen, sagt sie.

Steig auf die Kiste und zieh dich hoch, sagt Berni, aber paß auf, jetzt sind schon Leute draußen.

Marion schafft es nicht. Die Kiste wackelt zu sehr und ist nicht hoch genug. Eine Viertelstunde vergeht ungenutzt. Allmählich kommt Berni auf die Beine, legt seine Arme um sie, zittert mindestens genauso wie Marion. Sein Gesicht ist blaß, die Haut fast durchsichtig. Die schwarzen Bartstoppeln sind plötzlich sehr deutlich zu erkennen. Sie geben seinem Gesicht ein finsternes Aussehen. Marion stellt das ganz sachlich fest und wundert sich darüber.

Warte hier, sagt Berni, ich besorg' uns was. Das macht uns fit fürs erste.

Ich muß.

Warte.

Während Berni ächzend nach oben klettert, fällt Marion ein, daß sie ihm eigentlich noch Fragen stellen will. Aber sein Gesicht ist jetzt so verschlossen. Und sie möchte ihn, der sich abmüht, nach oben zu kommen, jetzt nicht mit ihren Zweifeln behelligen.

Dann ist sie allein. Sie lauscht nach oben, sie erwartet in jedem Moment Geräusche, Füße und Köpfe oberhalb des Betongrabens. Zu Hause hat sie um diese Zeit oder etwas später Bad und Toilette aufgesucht. Ganz selbstverständlich, klar. Sie denkt daran, ihre Freundin Andrea anzurufen. Zwei Groschen hat sie dafür noch bei sich. Andrea hatte ihr von einer Wohngemeinschaft erzählt. In der Nachbarstadt, mit dem Bus zu erreichen. Freundliche Leute, hilfsbereite Typen. Nichts mit Rauschgift oder so. Da könnte man immer Unterkommen, zumindest für ein paar Tage und Nächte. Aber, als Marion dort ankam, war

das Haus abgerissen. Ein Acker aus frischen Backsteinresten in einer vierstöckigen Häuserzeile.

Weil sie es nicht mehr aushält, hockt sich Marion in die hinterste Ecke. Dann steigt sie noch einmal auf die wackelige Kiste. Als sie sich hochzieht, ist Berni wieder da. Achtung, geh' in Deckung!

Er reißt sie zu Boden, keucht. Die Tüte in seiner Rechten ist geplatzt, Brötchen kullern über den Boden, und Marion muß unwillkürlich lachen.

Verdammt, diesmal ging's fast daneben, sagt er und atmet schwer. Aber dafür hab' ich dir auch die Zeitung von heute mitgebracht.

Ich bringe dir wohl kein Glück, sagt Marion und sieht ihn dabei fragend an.

Ach, Quatsch.

Vielleicht beurteilst du mich auch nur nach meinem Nutzen.

Blödsinn.

Wieso antwortest du nicht?

Purer Blödsinn, was du da laberst. Aber stell' dir vor, die hetzen uns wegen der Brötchen die Bullen auf den Hals.

Hier unten?

Hier gibt's keinen Notausgang!

Er schüttelt den Kopf und lacht übers ganze Gesicht, obwohl Marion die Rundschau in die Ecke wirft. Dieses Blatt hat sie zu Hause, beim Frühstück, ständig als erstes zu Gesicht bekommen. Zu Hause. Zu Hause. Das geht ihr immer wieder durch den Kopf. Wenn sie jemals wieder da sein sollte, dann nur, um ihnen tausend Fragen an den Kopf zu werfen: Ob man sie überhaupt vermißte, tatsächlich vermißte, eine schmerzhaft Leere verspürte. Ob man ihr nun endlich zuzuhören bereit sei, mit beiden Ohren. Ob sich wirklich etwas geändert habe. Ob endlich eine Verständigung möglich wäre. Was ihnen das Wort

»Zukunft« bedeute – oder »Spontaneität« – oder »Partnerschaft«. Klar war, daß sie alles anders machen würde. Klar war, daß ...

Berni gibt Marion einen Stoß in die Rippen und setzt seine weltmeisterliche Miene auf.

Das lernst du auch noch, sagt er. Alles organisieren. Das mußt du eben bringen, sonst gehst du kaputt.

Jetzt schüttelt Marion ihren Kopf. Das ist es ja. Sie möchte kein Ochse im Geschirr sein. In der Schule nicht, zu Hause nicht, und hier erst recht nicht. Und sie staunt über sich selbst. Mit demselben Heißhunger wie Berni macht sie sich über die trockenen Brötchen her. Nicht einmal den Staub klopft sie ab.

Wenn ich's genau nehme, hab' ich seit zwei Tagen nichts Richtiges mehr zwischen den Zähnen gehabt, sagt sie.

Klaro! Nimm dir, Mensch, was du brauchst, und schon ist die Welt wieder in bester Ordnung.

Und jetzt? Wohin jetzt?

Wer seine Lage erkannt hat, wo soll der noch hinwollen?

Plötzlich springt Berni mit einem Überraschungsruf auf und zieht eine Bierdose aus einem Papierberg hervor. Er reißt den Verschuß auf, drückt die Dose an seine Lippen. Dann ist nur noch sein Adamsapfel in Bewegung.

Es gibt viel zu tun, nichts wie weg, sagt er prustend. Sie schleichen sich aus ihrem Versteck. Marion ruft Andrea an, verabredet sich mit ihr. Sie erfährt von der Suchaktion, die ihre Eltern gestartet haben. In der Schule ließen sie verlauten, Marion sei krank. Trotzdem sei etwas durchgesickert. Das ist Marion egal. Sie gibt sich Mühe, am Telefon ganz cool zu wirken. Sie macht sich auf den Weg zu Andrea und läßt die Verabredung dann doch platzen. Am Abend ist sie wieder bei Berni. Sie fühlt sich ungeheuer mies.

Er hat einiges organisiert, wie Berni stolz verkündet. Würstchen, Chips und eine Rotweinflasche, alles zusammen mit viel Sorgfalt auf eine Apfelsinenkiste und ein Stück Packpapier plazierte.

Berni nimmt sie wieder in seine Arme. Wie selbstverständlich. Er hat keinen Widerstand mehr zu überwinden. Marion ist unendlich müde. Nichts will sie mehr unternehmen, nicht einen Schritt. Sie sinkt auf ihn herunter, als er sich vor der Kiste niederläßt. Sie mag auch nichts essen. Die Augen fallen ihr vor Müdigkeit zu. Bernis kratzigen Pullover spürt sie, dann seine Bartstoppeln, seine Hände. Sie weint, als er sie streichelt.

Der Morgen ist nicht anders als sein Vorgänger. Als sie wach werden, schnürt ein starkes Ekelgefühl Marion den Hals zu. Sie hustet, sie würgt. Allmählich kommt wieder Leben in ihren Körper.

Hast du geträumt, fragt sie.

Ich? Nein, war zu müde.

Schade, sagt sie, während sie ihre kalten Arme reibt.

Berni braucht auch diesmal eine lange Zeit, um auf die Beine zu kommen. Dann macht er eine Räuberleiter und hievt Marion hoch.

Lauf sofort ins Parkhaus, und warte auf mich, sagt er.

Marion stopft ihren Pullover in die Hose, zupft an ihrer Strickjacke herum, klemmt ihre Tasche unter den Arm. Erst jetzt nimmt sie den Sprühdosentext auf einer Wand der Kirche wahr: Alles ist tot!

Sie will sofort weitergehen, am Parkhaus vorbei, immer weiter. Immer geradeaus. Sie kennt ja den Weg, für den sie mehrere Stunden benötigen würde. Aber dann wartet sie doch noch auf Berni. Er schlurft steifbeinig hinter ihr her.

Hab' noch aufgeräumt, sagt er.

Schön für dich, sagt Marion und sieht ihn nicht an.

Jetzt besorgen wir uns was Warmes zu trinken, was Vernünftiges. Ich hab' da einen Kumpel, der uns weiterhilft.

Ich weiß schon wie und wo. Heute Sorge ich für uns zwei,
morgen bist du dran.
Tut mir leid, ich geh' zurück.
Er schaut sie überrascht an. Seine Augen sind rot gerändert.
Sie blinzeln gegen die Sonne an. Sein Gesicht ist grau
und verknittert.
Das kannst du doch nicht machen, sagt Berni.
Doch, kann ich.
Ich dachte, du gehst mit mir nach Berlin.
Berlin? Ich merk' auch hier, was ich kann und was nicht.
Immerhin hab' ich so meine Erfahrungen gemacht. Ich
bin mir wichtig. Kann mich selbst entscheiden. Ein neues
Gefühl.
Scheiße!
Berni hockt sich auf ein Eisengeländer, das die Parkdecks
abgrenzt. Ein paarmal hebt er die Hände, zuckt dann mit
den Schultern. Er sucht in seiner Jacke nach einer Zigarette,
seine Blechschachtel ist leer.
Alles verdammt leer, sagt er.
Marion dreht ihm den Rücken zu. Bevor sie geht, holt sie
die vierteilige Paßbildserie aus ihrer Handtasche.
Für dich, sagt sie.
Warum?
Ich brauch' sie doch nicht. Wollte damit eigentlich nach
Neuseeland oder noch ein Stückchen weiter.
Vielleicht treffen wir uns da mal wieder, sagt er und will
einen Arm um sie legen.
Okay, mal sehen, sagt sie, indem sie sich zur Seite dreht,
ich muß jetzt nur noch fünf Kilometer geradeaus.

No satisfaction, no future –

Auf der Leitplanke saß ein junger Mann, wie unbeteiligt, mit versteinelter Miene. Seine Hände fuhren hin und wieder übers Gesicht. Dann hielten sie sich an der Leitplanke fest. Ein hellbrauner Ledermantel hing ihm locker über der Schulter, und er hatte seine Beine weit nach vorn gestreckt. Auf der weißen Hose befand sich rechts in Kniehöhe ein grauer Fleck.

Zwei Autos standen quer. Ihre Bremsspuren ließen sich deutlich erkennen, obwohl die Fahrbahn immer noch feucht war. Am Straßenrand liefen die Leute aufgeregt hin und her.

Hat denn jemand telefoniert?

Verdammt, wann kommt denn endlich der Krankenwagen?

Wenn man sie braucht, sind sie nicht da!

Ein älterer Mann mit Baskenmütze rannte dem herannahenden Polizeiauto entgegen. Das rotierende Blaulicht auf dem Wagendach verstärkte das Gespenstische an der Situation. Immer mehr Menschen kamen hinzu. Eine Frau beugte sich über den reglos auf der Straße liegenden Körper.

Wir müssen ihn so liegenlassen, sagte sie nach einer Weile und ergriff eine Hand des Schwerverletzten, dem das Blut aus Mund und Nase lief.

Als die beiden Polizisten ihren Wagen verließen, richteten sich alle Augen auf sie. Sie versuchten cool zu wirken, gingen langsam auf den Verunglückten zu. Einer von ihnen, vielleicht ein paar Jahre über zwanzig, kniete neben dem jungen Mann auf der Straße nieder, besah die völlig verdrehten Beine, das blasse Gesicht und den linken Arm, der sich unter dem Körper des Verunglückten befand. Er berührte aber keinen Körperteil.

So ein blutjunger Mensch, sagte die Frau zu ihm.

Der andere Polizist, nur wenig älter als sein Kollege, sprach der Reihe nach die Zuschauer an. Er suchte nach Zeugen des Vorfalls. Dann stieß er auf den jungen Mann, der immer noch wie unbeteiligt auf der Leitplanke saß. Sind Sie der Fahrer des Unfallwagens?

Der Mann in dem hellbraunen Ledermantel nickte nur. Als wäre es das erste Mal, wanderten seine Augen über die Straße hinweg und zu der Fußgängerbrücke hin, die diese Straße überspannte. Sie verband die Universität mit dem Unicenter, einem modernen glattflächigen Einkaufszentrum.

Kommen Sie mit zu unserem Wagen! Ich muß Ihnen einige Fragen stellen. Bringen Sie Ihre Fahrzeugpapiere mit. Lebt er noch, mischte sich ein Jugendlicher mit heiserer Stimme ein, der wie ein Student aussah. Warum dauert es denn so lange, bis der verdammte Krankenwagen hier ist? In dem Moment war endlich das Martinshorn des Notarztwagens zu hören. Die Zuschauer waren erleichtert. Mit hohem Tempo kam der Wagen die Ulmenallee hinauf.

Ich kann Ihnen sagen, wie es passiert ist, sagte ein anderer Jugendlicher, der eine Aktentasche unter den Arm geklemmt hatte, zu dem Polizisten.

Bitte. Was haben Sie beobachtet?

Ganz einfach. Ich sah einen Schatten, der von der Brücke fiel. Direkt vor das erste Auto, vor den BMW. Der bremste laut. Dann lag der Mann auf der Straße, und das zweite Auto fuhr einfach drüberweg. Als ich das sah, dachte ich, in mir zerspringt auf der Stelle etwas.

Der Polizist nickte, wenn auch mit unzufriedenem Gesichtsausdruck, und er fragte nach den Personalien des Zeugen. Der Notarztwagen bremste scharf, vor ihm ein Wagen der Feuerwehr. Drei Männer in weißen Kitteln näherten sich mit schnellen Schritten der Person auf der Straßenmitte, beugten sich über sie und richteten sich nach kurzer Zeit wieder auf. Einer von ihnen schüttelte

den Kopf. Er nahm einen der Polizisten am Arm und ging mit ihm auf den Streifenwagen zu.

Bestellen Sie den Beerdigungsunternehmer, sagte er.

Und den Staatsanwalt, ergänzte der zweite Polizist, der ihnen gefolgt war.

Ist er tot, ist er denn wirklich tot, fragte der Jugendliche, der vorher schon Fragen gestellt hatte, auf die er keine Antworten bekam.

Kennen Sie ihn? Können Sie uns sagen, wer das ist?

Ja – nein. Nein, überhaupt nicht. Ich kam hier zufällig vorbei, als die Sache passierte.

Geben Sie uns bitte Ihren Namen an, sagte der Polizist.

Wir benötigen Sie wahrscheinlich noch als Zeugen.

Der Jugendliche zog den Reißverschluß seines Parka hoch und wickelte seinen grünen Schal ein weiteres Mal um den Hals. Er drehte sich zur Seite.

Ich hab' doch nichts gesehen, sagte er, wirklich nicht. War alles nur Einbildung. Er lag schon hier, bevor ich dazukam. Das müssen Sie mir glauben.

Ein zweiter Streifenwagen traf ein. Während einer der Polizisten ein Tuch über die Leiche deckte, machte sein Kollege Fotos vom Unfallort, von der Fußgängerbrücke, von den Bremsspuren und ihren Verursachern. Blitzlichter flammten auf. Autoschlängen schoben sich langsam auf der linken Fahrspur vorbei. Den Gesichtern der Fahrer war anzusehen, daß ihnen der Verkehrsstau die Nerven raubte. Aber sie konnten wenigstens einen Blick auf den Toten werfen.

Ein grauer Mercedes fuhr vor, der Leichenwagen. Mit einem Mal hatte er zu schluchzen angefangen, der Junge mit dem grünen Schal. Er schluchzte hörbar, und Tränen liefen ihm übers Gesicht. Als die Leiche behutsam in den Blechsarg gelegt wurde, hielt er es nicht mehr aus. Ein Polizist zog ihn am Arm zum Streifenwagen.

Warum bleiben Sie hier stehen, wenn Sie das nicht verkraften, fragte er. Eine halbe Ewigkeit sind Sie schon hier. Freiwillig. Warum gehen Sie nicht weiter? Ich kann nicht, sagte der Jugendliche, der den Reißverschluß seines Parka ständig öffnete und schloß und dabei Schwierigkeiten mit seinem Schal hatte. Plötzlich gab er dem Polizisten einen Stoß in die Seite und rannte los, quer über die Fahrbahn, zwischen der Autoschlange hindurch und dann über die Straßenbahngleise.

In den letzten beiden Jahren konnten wir ihn nicht mehr verstehen, konnten ihm einfach nicht mehr folgen, sagt seine Mutter und bemüht sich verzweifelt, die Beherrschung nicht zu verlieren. Mein Mann hat noch weniger als ich von dem begriffen, was Roland sagte und tat. Damals hatte er ein nettes Mädchen, das wir nach einiger Zeit halbwegs akzeptierten. Beate konnte ihn aber auch nicht halten. Der Junge hatte sich irgendwann verändert. Seine alten Freunde blieben weg, seine Schulfreunde. Dem Sportverein hatte er den Rücken gekehrt. Volleyball. Er war doch so groß und schlaksig. Es kamen andere Freunde, die Roland abholten, sich oft mit ihm trafen. Ich weiß nicht, wo das war. Einmal stieß ich in der Stadt auf sie, als sie Flugblätter verteilten. Die Politik frißt uns alle auf, sagte er. Mehr nicht. Er wollte nicht mehr mit uns reden, und wir konnten es nicht. Dann kam er schon mal nachts nicht nach Hause. Eines Tages blieb er ganz weg. Ich habe ihn überall gesucht. Mein Mann natürlich auch, ein paar Tage lang. Dann mußten wir es aufgeben. Aber nicht die Hoffnung, daß er eines schönen Tages wieder vor der Tür steht. Als netter Junge, der er vorher immer gewesen ist. Fleißig, sauber, freundlich und mit Zielen vor den Augen. Stu-

dium der Ökologie oder sowas. Sechzehn Jahre Harmonie. Und plötzlich ist alles ganz anders, er ist nicht mehr wiederzuerkennen.

Er war ein Suchender. Er konnte in einer Minute ein Heiliger und auch ein Teufel sein, sagt Beate und fühlt sich von dem Kriminalbeamten gleichzeitig in die Enge getrieben und verstanden, obwohl sie bei seinem Telefonanruf zunächst rundweg ablehnte, überhaupt Auskunft über Roland zu geben.

Aber meistens war er sehr lieb und verständnisvoll. Sogar sowas wie zärtlich. Nur am Schluß wußte er mit seinen Gefühlen nicht mehr wohin.

Am Schluß, das heißt, als er wegging. Ihm fehlte die gesunde Härte. Das sagte mal ein Lehrer zu ihm. Ich weiß nicht, ob das stimmt. Und wofür diese Härte? Der Satz hat ihn lange beschäftigt.

Für ihn war ich immer sowas wie eine Stehauffrau. Immer locker, immer da. Seine Probleme konnten wir ganz gut miteinander bereden. Seine Probleme, nicht meine. Aber von seinem Absprung hat er mir vorher nichts gesagt. Er hatte mir eine Ansichtskarte aus Südfrankreich geschickt. Er bat mich ganz einfach, auf ihn zu warten. In der Zwischenzeit wollte er mehr aus sich machen, alles Unbekannte herausholen. Er war sich sicher, daß sehr viel in ihm steckte. Für ein paar Monate glaubte ich wirklich, daß er Erfolg dabei haben würde.

Das liegt schon eine halbe Unendlichkeit zurück. Zweimal oder dreimal sah ich ihn dann hier in der Stadt. Er machte regelrecht kehrt, als er mich sah, haute ab wie jemand, der was ausgefressen hat. Da war mir klar, wie weit er schon von mir weg war.

Nein, ich habe nichts Auffälliges an ihm bemerkt, erklärt der Wirt der Bunkerkneipe, der eigentlich ein Maler ist und die Kneipe nur aufgezogen hat, um jungen Leuten eine Anlaufstelle und Amateurbands ein Forum anzubieten.

Es gibt hier eine ganze Reihe solcher Typen. Er war mehrmals hier, oft allein, fast regelmäßig in letzter Zeit. Einmal hab' ich mich für ein paar Minuten neben ihn gesetzt, konnten uns ein bißchen auslabern. Den Alltagstrott meiner Eltern mache ich nicht mit, sagte er. Öde und blöde. Und seitdem ich hier bin, geht's mir besser. Hier fährt keiner auf Geld und Konsum ab. Hier gibt's keine Bosse. *Love your life*. Keine Ideale, eine Null im Kopf und Wut im Bauch. Das waren seine Sprüche. Aber so ganz direkt hat der Roland mir nichts gesteckt.

Eines Abends haute er mich an, ob er hier kellnern könnte, für ein paar Mark oder Essen und Trinken und Schlafen. Er hing gerade mal wieder fürchterlich durch. Aber er war mir nicht robust genug, unempfindlich genug, für diesen Job jedenfalls. Das hab' ich ihm auch gesagt. Er war ja selbst nur eine aufgeschreckte Fledermaus.

Manchmal schwamm er mit in einer Clique von Leuten, die hier in der Nähe zwei Häuser besetzt haben. Instandbesetzer. Eigentlich fantastische Typen, nur etwas weit weg vom wirklichen Leben. Nein, er war nicht der Wortführer der Gruppe. Eher der Zurückhaltendste von allen. Trotz dieser Sprüche, die er manchmal losließ.

Wer hat Sie hierher geschickt? Spitzel, was? Was wollen Sie eigentlich? Das fragt ein junger Mann vor der Kneipe. Der Roland, der hat bei uns gehaust. Okay. Ein Ausi, ein Sponti, ein Alki, und gespritzt hat der auch. Schlechter Umgang? Daß ich nicht lache. Als der zu uns kam, war der schon fertig mit dieser Welt. Fertig mit allen. Der hat

sich alles reingezogen, weil er innen schon total hohl war. Einer, der's absolut nicht packt. Dem können solche Kneipen auch nicht mehr helfen. Im Gegenteil. Der brauchte jemand, der ihm die Richtung angab. Aber diese Leute mit der klaren Marschrichtung haßte er wie die Pest. Also, was soll's. Was ist denn eigentlich mit ihm los? Ist jemand hinter ihm her? Dann sag' ich gar nichts mehr. Hier wird niemand verpiffen.

Tatsächlich, er war einer der ruhigsten von uns, bestätigt Oskar, der sich im Hausflur mit einer tiefen Verbeugung vorstellt.

Ich glaube, trotz allem hatte er seine Rückkehr nach Hause fest eingeplant, irgendwann, jedenfalls nicht dieses jämmerliche Verrecken. Er sprach oft nur ganz wenig, schrieb vieles auf. Aber die Sachen, die er rausließ, die trafen immer den Kern. Besser, wir besetzen leerstehende Häuser als fremde Länder. Das war so ein Satz, den er unter die Leute brachte. Und dann wieder: Freaks und Frikadellen! Er schrie sich die Seele aus dem Hals. So einer war das.

Da lief viel bei ihm über die Gefühlskiste. Übersensibel. Solche Typen werden natürlich als erste hingemacht von ihrem Umfeld. Er fand auch kein Mädchen für länger. Er war zu unberechenbar.

Ich glaub', ich habe geschnallt, was er wollte, wenigstens ein Stückchen. Er fühlte sich verdammt wohl hier. Aber dann kam bei uns die heiße Phase. Räumung, Straßenschlacht, anderes Haus. Irgendwann ging er hier unter, weil er überhaupt keine Ellenbogen hatte. Eher blaue Flecken. Trotzdem, bei dem ganzen Schrott ringsum war er sowas wie Edelstahl.

Kommen Sie herein, sagt ein älterer Mann, ein nur wenigen bekannter Schriftsteller, der mit seiner Familie in einem uralten, kleinen Haus am Stadtrand wohnt. Ich habe Ihnen geschrieben, weil er eines Tages vor dieser Tür stand und nach mir fragte. Er schreibe Gedichte und wolle mit mir darüber reden.

In einem Schulbuch war er auf ein Gedicht von mir gestoßen, das er gut fand. Gut, mehr nicht. Ich habe ihm dann empfohlen, mir gelegentlich seine Texte zuzuschicken, ich würde mal einen Blick hineinwerfen. Am nächsten Tag brachte er mir einen ganzen Stapel. Hundert Seiten. Aber sie waren unsagbar schlecht, die Gedichte. Das meiste stammte aus fremden Federn, schwache Kopien bekannter Texte. Nichts Eigenständiges, kein Sprachgefühl. Eigentlich ein hoffnungsloser Fall. Aber das sage ich nur Ihnen.

Habe ihm einen langen Brief geschrieben, konnte ihm selbstverständlich keine großen Hoffnungen machen, Gedichte unterzubringen in Zeitungen, Zeitschriften, Büchern. – Kein Mensch macht sich klar, wie schwierig das ist. Ganz abgesehen vom Niveau der Texte.

Ich hatte ihm angeboten, daß wir uns treffen könnten, in der Stadt, falls ich mal in der Stadt wäre. Daß er tot ist, der Roland B., das kann ich nicht begreifen. Warum denn bloß? So schnell läßt sich dieses miese Gefühl nicht verdrängen. Ja, ich mache mir Vorwürfe. Ich habe das Ganze, ich habe ihn vielleicht doch falsch eingeschätzt.

Schon gut, natürlich bin ich freiwillig hier, sagt der Jugendliche mit dem grünen Schal und wirft sich auf einen Stuhl vor dem Schreibtisch des Kriminalbeamten, läßt seine Augen durch das schmale Zimmer wandern, atmet tief durch und spricht vor sich hin als benötige er keinen Zuhörer.

Ich muß das jetzt loswerden, weil ich selbst nicht weiß, ob es ein Unfall oder Absicht war. Das Bild werde ich nicht mehr los, wie er dalag, ganz verdreht, und alles war zu Ende. Eine Minute vorher sah die Welt ganz anders aus. Wir waren zu dritt. Roland, Christine und ich. Leben jetzt in einem Abrißhaus auf dem Hellweg, seit gut vier Wochen. Ein paar Studenten sind dabei, Studenten und Punks und Arbeitslose wie ich. Zu denen hatte sich Roland immer hingezogen gefühlt, zu den Unileuten, obwohl er das Abi ja nicht geschafft hätte.

Am Freitag gab's in der kleinen Mensa ein Rockkonzert. Starke Leute, gutes feeling, wir hatten Spaß dran, waren bester Laune. Danach ein paar Bier reingeschoben an einem Stand vor dem Saal. Roland war voll angetörnt. Ich weiß nicht, ob er Tabletten oder ähnliches Zeug nimmt. Nahm. Weiß nicht, woher er Geld bekam. Vielleicht hat er gedealt. Jedenfalls war er mit einem Mal am Ende. Schlagartig aus. Plötzlich waren nämlich alle Figuren weg, nur noch die Musiker und Bierverkäufer und ein paar lausige Krakeeler. Dann die große Stille. *No satisfaction*, wiederholte Roland immer wieder, *no satisfaction, no future*. *Exit*.

Wir wollten zur Straßenbahn, die letzte geht kurz nach Mitternacht, wollten über die Brücke zur Haltestelle. Da ist es dann passiert, und ich weiß immer noch nicht, was es gewesen ist. Wahrscheinlich hab' ich auch eine Portion Schuld dran. Klar, da können Sie mir auch nicht helfen. Und er wird nicht mehr lebendig davon. Na klar. Selbstmord oder Unfall.

Der Regen hatte aufgehört. Flache Pfützen hatte er hinterlassen, in denen sich das Neonlicht der Institutsgebäude spiegelte.

Die drei Gestalten umkurvten in schwerfälligen Bögen die Pfützen. Sie hatten sich eingehakt, was das Vorwärtskommen erschwerte. Die plattenbelegte Fußgängerbrücke, nur schwach von den Seiten her beleuchtet, lag wie eine breite, leere Steinrinne vor ihnen. Roland ließ sich zurückfallen, knickte mit den Knien ein, wurde aufgefangen und nach vorn geschoben. Er protestierte lachend, löste sich aus den Armen seiner Begleitung.

Los, mir nach! Kommt doch, kommt!

Er war zehn Schritte vorgelaufen, drehte sich mehrmals, tänzelte dann um die Eisenpfeiler herum, die die Dachkonstruktion der Brücke trugen.

Hier! Ihr Feiglinge, kommt doch her!

Plötzlich stand er auf der Begrenzungsmauer, er lief ein paar Schritte wie ein Seiltänzer mit ausgebreiteten Armen.

Roland, schrie Christine, Roland, verdammt, laß das sein! Komm zurück!

Er begann Unverständliches zu schreien. Er drehte sich halb herum, die Arme immer noch weit ausgebreitet. Seine Handflächen leuchteten eigenartig hell auf. Ein unverständlicher Satz, hinausgebrüllt ins Dunkle. Dann verschwand er. Reifenquietschen, ein dumpfer Knall, Scheibenklirren. Christine und Michael stürzten zur Betonwand, starrten auf die Straße hinab. Sie stöhnten auf, sie rannten weiter, den Rest der Strecke bis zum Unicenter, und sie verloren sich aus den Augen.

Michael machte erst halt, als ihm der Atem ausging. Da war er schon am anderen Ende des Gebäudekomplexes. Ihm war übel. Langsam ging er zurück. Er benutzte zwei lange Treppen, die ihn abwärts führten. Er sah die Autos und die Menschen. Er hörte sich sprechen und fühlte nichts. Fragen, die an sein Ohr drangen, erkannte er nicht als seine Fragen. Das häßliche Bild vor ihm ließ sich nicht beiseite schieben, in die Dunkelheit zurückdrängen.

Ist er tot, ist er denn wirklich tot?

Mit Feuer und Flamme

Das undeutliche Gemurmel in dem Zelt wird immer lauter. Die ersten Zuschauer nehmen ihre Plätze ein. Später Nachmittag. Kevin schaut auf seine geschwärzten Hände. Kaum zu glauben, sie zittern. Mit einer Faust schlägt er gegen die Holzwand des Zirkuswagens.

Eh, bin ich denn blöd? Was mach ich hier? Sofort abtauchen, sofort! Bloß weg, weg, weg!

Oder erst mal abwarten. Kevin wirft einen Blick in den winzigen Spiegel an der Wand. Die dunkelroten Feuerzungen am Hals und im Gesicht dürfen nicht verschmieren. Andrea, die Freundin von Sven, hat sie ihm aufgemalt. Das bedeutete ein Stillsitzen von mehr als einer halben Stunde.

Bevor er sich seine schwarze Kapuze über den Kopf zieht, versucht Kevin über die Köpfe der anderen hinweg Anne zu entdecken. An den Trainingstagen ergaben sich schon mal ein paar Sätze mit ihr. Sie gehört zu der Gruppe von Andrea. Anne tritt auch zum ersten Mal auf.

Ganz weit hinten steht sie. Anne mit dem ernstesten Gesicht. Anfangs sprach sie davon, nur mit einer Maske aufzutreten. Sie wollte unerkennbar bleiben. So drückte sie sich jedenfalls aus. Zu Hause bastelte sie sich eine Maske aus weißem Papier. Aber dann hat Andrea angeboten ihr ein fremdes Lachgesicht aufzumalen.

Anne schaut stur vor sich hin. Klar, sie konzentriert sich auf ihren Auftritt. Genau so wie alle anderen, vielleicht noch etwas mehr als die anderen. Seit einer Stunde schon hocken sie, voll kostümiert, in dem engen Wagen oder in dem kleinen blauen Zelt davor.

»Na, wie fühlst du dich?«, fragt Sven, einer der Betreuer, der sich durch das bunte Gemisch zwängt. Auch er hat schon sein Jongleurkostüm an.

»Scheiße«, stöhnt Kevin. »Ich steig hier aus. Ist doch Kinderkram.«

»Nach so viel Training? Mensch, deine Nummer ist ein Höhepunkt im Programm. Wirst sehen, wenn alles klappt, bist du der Größte.«

»Und wenn's schief geht?«

»Dann beim nächsten Mal. Aber du machst es so klasse, dass deine Mutter stolz auf dich sein wird.«

»Wenn sie überhaupt kommt.«

Sven scheint gar nicht richtig zugehört zu haben, denn er ist fast schon wieder weg. Aber dann macht er kehrt und kommt noch einmal zurück.

»Ich bin sicher, dass ihr uns nicht im Stich lasst.«

Sven klopfte Kevin auf die Schulter. Bevor er verschwindet, nickt er Flosse, Damian und Kim aufmunternd zu. Er reckt beide Daumen in die Höhe.

»Leute, das Zelt ist schon zur Hälfte voll«, berichtet Nadja, die sich für eine heimliche Zigarette weggestohlen hat. Das Warten bis zum Programmstart ist das Schlimmste. Weil man sich kaum bewegen kann und alle aufgedreht und gereizt sind. Eigentlich ist es nicht erlaubt, sich von seiner Gruppe zu entfernen.

»Ich werd wahnsinnig, fast zweihundert Menschen«, berichtet Nadja und lässt sich auf einen der leeren Pappkartons sinken. Ihre Füße trommeln gegen die Pappwand.

»Nur wegen uns. Echt geil!«

Mario, der Einradfahrer, strahlt übers ganze Gesicht. Ihm macht die Aufregung nichts aus. Im Gegenteil. Er braucht so was. Mit seinen dreizehn Jahren ist er seit zwei Jahren dabei, also schon ein Profi.

Alles ist schwarz. Kevin schaut an seinem Umhang herunter. Schwarz wie seine Zukunft. Das hatte man ihm vor ein paar Wochen verkündet. Irgendwann ist er dann hiergelandet, beim Zirkus Klick-Klack. Das war ein langer Weg. Schwer zu sagen, wo er anfang. Mit zwölf Jahren war es fast schon zu spät für ihn. Er wusste nicht, dass er Hilfe brauchte.

Zum Beispiel in der Schule. Da flippte er immer wieder aus. Explodierte wie eine Handgranate. Sah ihn einer schief an, dann knallte es. Ein dummer Spruch und schon gab's was auf die Nase. Blut. Tränen. Ermahnungen. Elternbrief. Machten ihn die Lehrer an, warf er mit Sachen um sich. Gespräche. Ein Termin beim Schulleiter. Verwarnungen.

Aber auf seine Kumpel wollte er nicht verzichten. Bei denen ging so richtig die Post ab. Nachmittags schon und am Abend erst recht. Da musste man einfach mitmachen. Bis sich die Polizei einmischte. Einmal, zweimal, immer wieder. Das war krass lästig.

Richtig zugelangt hat die Polizei aber erst, als Kevin begann die Russen zu stempeln. Seine ärgsten Gegner, die russischen Deutschen. Weil sie zurückschlügen oder einfach einen Kampf anzettelten. Sie wollten die Herren auf dem Schulhof sein.

Wenn Kevin sein brennendes Feuerzeug lange genug waagerecht hielt, dann wurde der Messingring teuflisch heiß. Den drückte er den Typen auf den Nacken oder die Oberarme. Tierische Brandzeichen. Wie in einem Western. Toll, wenn sie aufschrien, die Russen. Das hat aber nur fünf oder sechs Mal geklappt.

Da war eine Kommissarin, die Ines, im Jugendkommissariat. Die Ines ist hier Trainerin. So nebenbei, in ihrer Freizeit. Trainerin für die Feuerkids.

Nach ein paar Wochen findet Kevin heraus, dass Ines sich meistens um die schwierigen Fälle kümmert. Fälle wie Damian und Kevin. Sie sagt, komm raus aus deiner Ecke

und du wirst Neues entdecken. Hab Mut und fang an. Sie sagt, staune über deine Fähigkeiten. Das Feuerprojekt setzt dein Herz in Brand. Sie sagt, ihr Job macht ihr Spaß, aber sie will auch Erfolg sehen. Obwohl sie klein und zierlich ist, entwickelt sie so viel Kraft. Die Ines steht jetzt irgendwo im großen Zelt, am Manegenrand. Kümmert sich um die ganz jungen Leute, die vielleicht auch mal mitmachen. Nee, die Ines darfst du jetzt nicht enttäuschen. Ehrensache.

Musik setzt ein. Die Bigband der Musikschule. Wenn die Band loslegt, wird es ernst. Kevins letzte Chance, sich abzusetzen.

Zu spät. Der Zirkusdirektor begrüßt das verehrte Publikum. Thomas ist fast zwei Meter groß und trägt eine elegante blaue Uniform mit silbernen Stickereien darauf.

Kevin atmet tief durch, er prüft den Sitz seiner Kapuze, zählt zum hundertsten Mal seine Feuerstäbe. Noch ist er nicht dran. Vor ihm gibt's ein Regenbogenballett. Dann kommen die zwei Clowns, die Jongleure. Danach aber wird sein Part aufgerufen. Zu spät zum Aussteigen. Kevin schwitzt. Sein Herz rast. Du musst dich selber in den Griff kriegen, hat Ines gesagt. Blöde Kuh, wie soll ich das machen?

Pass auf, es wird getrommelt. Das ist das Signal für dich. Du musst jetzt durchs Feuer.

»Toi, toi, toi!«, ruft Ines, die mit einem Mal neben ihm steht. Eine Hand hat sie auf seine Schulter gelegt. Neben ihr stehen Damian und Zole. Auch in Schwarz. Ihre dunkelbraunen Gesichter sind mächtig angespannt. Kevin will sie locker machen.

»Auf geht's, ihr Nusskuchen!«

Der Fireball-Song. Eingespielt von einer CD. Vorhang auf. Halbdunkel. Grüne Lichtschläuche begrenzen die freie Fläche. Rauchschwaden, die über den Boden wabern. Klatschen. Nur die Leute in der ersten Reihe sind zu erkennen, schemenhaft. Stille, dann Trommelwirbel.

Wieder der Song, etwas lauter. An vier Stellen der Manege brennen Fackeln. Unruhiges Licht. Damian und Zole rechts und links von Kevin. Beide nähern sich dem Manegenrand, spucken Feuer und ziehen sich wieder zurück. Die erschreckten Zuschauer klatschen.

Fireball. Kevin wirbelt herum, lässt das Feuer kreisen. Er rollt über den Boden, ohne die Fackeln unter sich zu begraben. Er zündet die Feuerschnüre an, springt durch die Flammen. Sie sind ganz nah, gefährlich nah. Du darfst jetzt nicht an die Panne bei der Generalprobe denken, als der Umhang plötzlich in Flammen aufging.

Zole und Damian erscheinen noch einmal. Ihre in die Höhe gespuckten Flammen erhellen für Sekunden die Manege. Beifall brandet auf. Sie legen noch zwei astreine Saltos hin, während sich Kevin rücklings auf den Boden legt. Er drückt sich zu einer Brücke hoch. Seine Arme und Beine beginnen durch ein Feuermeer zu laufen, bis Zole und Damian ihn mit zwei schwungvollen Griffen wieder aufrichten.

He, es läuft besser als erwartet. Jeder Schritt passt, jede Drehung sitzt. Noch zwei Minuten, dann kommt der große Moment.

Von hinten wird ihm die brennende Lanze angereicht. Er lässt sie tanzen und wirbelt sie um seinen Körper herum. Mit letzter Kraft wirft er sie in die Luft. Sie steigt zum Zeltdach hoch, kommt allerdings nicht gerade zurück, aber Kevin fängt sie nach drei Schritten zur Seite wieder auf. Im Halbdunkel verteuft schwer. Ein Griff daneben und alles ist aus.

Aber es klappt. Wie in einem Traum. Kapuze und Umhang sinken langsam zu Boden. Er schält sich daraus hervor. Jetzt steht er mit bloßem Oberkörper da. Auf der verschwitzten Haut, auf seinen Muskeln spiegelt sich das Feuer wider. Beleuchtet die aufgemalten Feuerzungen. Riesiger Beifall, nur für Kevin, für ihn ganz allein. Langsame Verbeugung. Rückzug und Ende. Ines wird begeistert sein.

Warum haben die sich um mich gekümmert? Sven, Andrea, Ines und Thomas, der große Zirkusdirektor. Warum beschäftigen sie sich mit mir, denken sich für mich diese geile Nummer aus?

Zufall oder Glück. Ja, ich habe ein verdammtes Glück. Davon hab ich bisher noch kein richtiges Stück abbekommen, von dem Glückskuchen. Ines sagt, nimm deine Chance wahr. Sie könnte deine letzte sein. Schon gut, kapiert – mit Verspätung. Selbstverständlich läuft das Programm pausenlos weiter. Die Zauberer und Jongleure sind dran. Die Tänzerinnen und Tänzer, die als Schlafwandler böse Geister vertreiben. Danach Ricarda auf dem Seil, umgeben von einer Schar gelber Schmetterlinge.

Das ist nicht mehr seine Sache. Kevin ist schon auf dem Weg zum Zirkuswagen, der um diese Zeit hoffentlich leer ist. Nicht ansprechen lassen und niemanden sehen. Auch seine Schulkameraden nicht, falls sie tatsächlich aufgelaufen sind. Der Sportlehrer hatte denen einen Tipp gegeben. In einem Zeitungsbericht war er auf ein Foto von Kevin gestoßen.

Kevin fühlt sich ausgelaugt, irgendwie ausgebrannt. Wenn ihm jetzt jemand zu nahe kommt, dann explodiert er wieder. Er braucht Ruhe und zieht sich in den Wagen zurück.

Er schreckt auf, als Anne vor ihm steht. Ganz in Weiß. An ihren Handgelenken bunte Tücher. Mit ihrem angeschminkten Lächeln. Sie schnappt nach Luft und starrt ihn an, Tränen laufen ihr übers Gesicht.

»Was ist passiert?«

Kevin springt auf, wirft einen Blick auf das in einem grauen Rosa schimmernde Zelt, von dem gedämpfte Musik herüberschallt. Eine Fünfergruppe stellt sich auf, um im Zelt eine Pyramide zu bilden.

»He, Anne, was ist passiert?«

»Ganz viel. Ich hab es geschafft! Es ging so wunderbar leicht. Ich kann es gar nicht fassen.«

Sie lässt sich auf eine der hölzernen Treppenstufen nieder und überlässt sich ganz ihren Tränen.

»Ich kann es nicht fassen, dass ich so was überhaupt hinkriege. Tanzen, singen, echt fröhlich sein. Und dann so viel Beifall. Das ist alles zu neu für mich.«

Vorsichtig legt Kevin einen Arm um das Mädchen, das lange braucht, um sich zu beruhigen.

Er überlegt, was er ihr sagen könnte. Alle, die am Programm beteiligt sind, genießen ihren Auftritt, platzen fast vor Stolz. Nur diese Anne nicht. Merkwürdig.

»Ach, hier bist du! Ich suche dich seit einer Viertelstunde.

Plötzlich warst du weg.«

Die besorgte Stimme von Andrea.

»Alles in Ordnung mit dir?«

»Ja, alles bestens.«

»Du warst spitze! Ich gratuliere.«

Andrea sieht Annes Tränen und wischt ihr übers Gesicht.

»Anne, ich kann dich verstehen. Wir reden nachher darüber, bitte. Ihr zwei, denkt noch an das Finale und den Ausklang!«

Dann ist Andrea wieder verschwunden, weil ihr Name gerufen wird. Die Fünfergruppe ist zurück und lärmt und schnattert.

»Ausklang? Kann ich mir schenken«, stellt Kevin fest.
»Brauche zum Schluss keinen Friede-Freude-Eierkuchen.«

Anne zuckt mit den Schultern. Jetzt sieht sie so aus, als würde ihr der Schlusssauftritt viel bedeuten.

»Und was heißt das, wir reden nachher darüber?«, will Kevin wissen.

Anne stößt sich von Kevin ab, sieht ihn wütend an. Ihr Lachgesicht ist ziemlich verschmiert.

»Es ging um meine Eltern. Ich wollte nicht, dass sie dabei waren. Nach allem, was war. Sie sollen bleiben, wo sie sind!«

Kevin überlegt. Er kommt nicht klar mit Annes Erklärung, aber er möchte auch nicht weiterfragen.

»Ob meine Mutter da war, weiß ich nicht«, sagt er schließlich. »Wäre ja ganz schön gewesen.«

Er verspürt aber keine Lust mehr, darüber zu reden. Seiner Mutter ist so vieles völlig egal. Immer schon.

»Ich will aber nicht, dass sie hierher kommen«, sagt Anne.
»Schlimm genug, dass ich nachher wieder nach Hause muss. Das hier, das ist meine Welt!«

»Hopp, hopp, hopp!«

Am Ende der Vorstellung kommen sie alle noch einmal in der Manege zusammen. Hand in Hand wirbeln sie im großen Kreis herum und winken und holen sich den Beifall ab.

Stelzengänger und Clowns verteilen noch schnell Werbeblätter, Hinweise auf die nächsten Vorstellungen.

Nur Anne zuliebe ist er noch dabei. Kevin staunt darüber, wie viele es sind, die mitgemacht haben. Die meisten wirken erleichtert, regelrecht befreit. Die große Klick-Klack-Familie fängt euch auf, hat der Zirkusdirektor in den Tagen vor der ersten Vorstellung immer wieder gesagt.

Noch zwei Mal müssen sie zurück in die Manege. Das tut den meisten ausgesprochen gut.

Es beginnt zu dämmern. Als alle Zuschauerbänke leer sind, versammelt sich die Truppe noch einmal in der Manege. Ein großer, runder Teppich ist dort ausgebreitet. Es gibt Cola und Saft. Von allen Seiten her strömen die Aktiven und Helfer ins Zelt. Jeder hat enorm viel zu berichten. Die Lautstärke übertönt die eingespielte Musik. In der Zirkuskuppel leuchtet ein gewaltiger Mond auf. Über die Zeltwand huschen tausend Sterne. Abhängen ist angesagt. Abendstimmung. Ausklang.

Zirkusdirektor Thomas greift zum Mikrofon und erklärt den Neuen im Team, was und wen dieser Menschenzirkus erreichen will. Er bedankt sich bei einigen Eltern und Förderern für ihre Mitarbeit, ohne die der Zirkus nicht leben könnte. Er bedankt sich bei allen für die zwei wunderbaren Stunden.

»Weil wir noch fünf weitere Vorstellungen geben, sollten alle an sich arbeiten und noch besser werden«, sagt er.

Ines hat sich zwischen Kevin und Damian gesetzt. Jetzt wirkt sie total erschöpft. Ihre kurzen schwarzen Haare kleben ihr am Kopf. Erst redet sie mit Damian, dann wendet sie sich Kevin zu. Sie deutet noch oben.

»Für jeden von uns ist ein Stern da.«

»Quatsch! An so was glaub ich nicht!«

Ines greift lachend in die Luft, als wollte sie einen für ihn einfangen, aber Kevin schüttelt den Kopf.

»Du warst sehr gut«, stellt Ines fest. »Bis auf ein paar Kleinigkeiten, an denen wir noch arbeiten müssen.«

Kevin sieht sie fragend an.

»Kleine Verbesserungen. Ich werd's dir erklären. Aber ich schaff heute nichts mehr. Du verstehst, Frühdienst. Wieder eine dieser Sonderaktionen.«

»Okay, dann beim nächsten Training«, sagt Kevin.

Eine Zeit lang lauschen sie noch den Worten des Zirkusdirektors und beobachten den Sternenhimmel. Thomas sucht noch jugendliche Mitarbeiter für die Zirkuszeitung

»Klicker«. »Hast du heute etwas bemerkt?«, fragt Ines dann.

»Nein, was denn? Eigentlich bemerke ich immer was. Ist doch klar.«

»Na ja, dass es Spaß machen kann, sein Können zu zeigen.«

»Wirklich?«

»Und dass es Spaß macht, Freude zu verbreiten.«

»Das ist mir neu.«

Kevin grinst sie ein wenig hilflos an. Ines ergreift seine rechte Hand und drückt zu.

»Bis nächste Woche«, sagt sie.

»Okay, ich bin dabei.«

»Prima. Ich glaube, du bist auf dem richtigen Weg. Und unserem Ziel sehr nahe.«

Deine Chance, Anne

Das ist deine große Chance, hatte sich Anne immer wieder gesagt. Die lässt du dir nicht entgehen.

Kurz vor neun. Es hat zur Pause geklingelt. Aber das ist keine Schulhofpause. Anne schlüpft aus dem Klassenraum. Sie huscht die breite Treppe hinunter zur Eingangshalle. Eine ganze Klasse von Jüngeren stürmt ihr lärmend entgegen, strömt die Treppe hinauf, reißt sie fast um.

Vom mittleren Treppenabsatz aus kann sie die vier gläsernen Eingangstüren beobachten. Anne lehnt sich gegen die

Wandfliesen. Sie muss ganz locker sein, damit sie das hinkommt, was sie sich vorgenommen hat.

Vielleicht trägt der Mann heute eine Uniform. Die verändert einen Menschen total, sodass er nicht mehr wiederzuerkennen ist. Vor zwei Wochen war bereits ein Polizist im Erich-Kästner-Gymnasium, in der Klasse 6a. Jetzt ist die 6b dran. Und dann erscheint er, der Mann vom Jugendkommissariat. Keine Uniform. Ein schmales Gesicht, kurze Stoppelhaare, etwas igelmäßig und hellblond. Er sieht nach links und rechts und bleibt einen Moment lang abwartend stehen, schaut in Richtung Sekretariat.

Das ist Annes Chance. Sie wird ihm den Weg zu ihrem Klassenraum zeigen. Sie wird ihn bitten, sich nach der Veranstaltung ein paar Minuten Zeit für sie zu nehmen, für ihre Sache. Über die kann man nur unter vier Augen reden, jedenfalls nicht in der Klasse.

Das alles muss schnell und unauffällig ablaufen.

»Ach nee, was machst du denn hier?«

Anne zuckt zusammen, sie sieht sich nicht um, sie ist wie gelähmt. Sie wird herumgerissen. Verdammt! Da stehen sie, ihre Quälgeister. Sie grinsen und beginnen, Anne anzustoßen, zu schubsen, die Treppe hinunterzutreiben.

»Haut ab! Lass mich in Ruhe!«, schreit Anne.

Ihr Aufschrei geht im Pausenlärm unter. Sie will wegrennen, hinter dem Polizisten herrennen. Aber die drei Mädchen schieben sie nach rechts in den schlecht beleuchteten Flur, drücken sie an die Wand.

»Warum plärrst du denn so? Wir machen doch gar nichts.«

Im gleichen Moment taucht Höhrmann im Flur auf, der Klassenlehrer. Er bekommt natürlich nichts mit, denn er beeilt sich, den Besucher zu erreichen. Er begrüßt den jungen Mann, der ihm freundlich die Hand schüttelt.

»Du hast Glück, dass wir dich nicht plattmachen!«

Anne sucht nach einer Antwort.

»Ach kommt, die stinkt doch«, sagt Ju.

Dann sind sie verschwunden.

Sie haben ihre Idee ins Leere laufen lassen, haben alles vermasselt. Als Anne den Klassenraum erreicht, ist die Tür schon geschlossen. Anne kommt zu spät. Sie beißt die Zähne zusammen, denn Steffi hat ihr, bevor sie mit Ju und Sarina verschwand, noch schnell einen Pferdekuss verpasst.

»Dafür, dass du uns eiskalt verpfeifen wolltest!«, hatte Steffi gezischt.

Martin Bungert heißt der Polizist aus dem Jugendkommissariat. Groß und schlank ist er. Seine hellblonden Haare sehen wie gefärbt aus. Seine langen Beine stecken in gut sitzenden Jeans.

Anne kann sich erinnern, das Gesicht des Mannes schon mal in einem Zeitungsbericht gesehen zu haben. Er erzählt von den Dingen, die er zu bearbeiten hat. Körperverletzung, Diebstahl, Raub, Erpressung, Bedrohung, begangen von jungen Menschen. Anne nickt dazu. Fast alle diese Dinge kennt sie. Aus eigener Erfahrung. Nur klingt das jetzt, in der Sprache des Strafgesetzbuches, noch viel schlimmer, als sie es selbst erlebt hat.

Mit ein paar Sätzen geht der Polizist später auch auf Situationen in der Grauzone ein. Er erklärt die Entstehungsgeschichte des Wortes Mobbing. In diesen Fällen sei die Polizei nicht zuständig, sagt er, weil die Tatbestände nicht klar zu benennen seien. Aber Mobbing sei bei Jugendlichen oft eine Vorstufe krimineller Handlungen.

Anne sieht vorsichtig nach rechts und links. Ihre Peiniger haben versteinerte Mienen. Andere ziehen die Köpfe ein, stoßen sich heimlich an oder unterdrücken einen Lachanfall. Irgendwie zeigen alle, dass sie sich mit dem beschäftigen, was sie hören. Nur Toni bleibt so cool wie immer.

»Noch seid ihr jung genug, um vieles zu ändern, rechtzeitig in den Griff zu kriegen«, erklärt der Kriminalist. »Euch muss nur klar sein, dass ...«

»Ist doch alles Blödsinn!«, ruft jemand von links, und Anne weiß, dass es Steffi ist. Sofort entsteht ein beifälliges Raunen, dessen Stärke zunimmt.

»Für mich total langweilig«, wirft Hendrik ein, der Fußballprofi werden will und sich für nichts anderes interessiert.

Gelächter. Pfiffe. Höhrmann ist von seinem Stuhl aufgesprungen. Er versucht, den Lärm mit einer beschwichtigenden Armbewegung und gerunzelter Stirn einzudämmen.

»Leute, so geht das nicht! Was hier genannt wird, sind doch nur theoretische Beispiele. Deshalb benehmt euch bitte nicht so extrem unhöflich. Wir können doch später darüber diskutieren.«

Er bleibt erst einmal stehen, setzt sich nicht wieder auf seinen Drehstuhl. Der Kommissar schiebt die Ärmel seines T-Shirts hoch. Er bleibt gelassen, er scheint nicht überrascht zu sein.

»Lasst mich, bevor wir miteinander Einzelheiten bereden, erst noch auf die Folgen solcher Taten eingehen«, sagt er.

Über die Ursache und ihre Folgen könnte Anne viel erzählen. Sie müsste mit Toni beginnen. Toni ist bei den meisten Mädchen der große Favorit.

Vor einem halben Jahr gehörte Anne noch zu der Clique, zu Steffi, Judith und Sarina. Es lief sehr gut mit ihnen, in der Schule und auch zu Hause. Aber dann gab es die Geburtstagsparty bei Ju. Ein paar Jungs aus der Klasse waren dabei, auch Toni. Er sieht einfach toll aus und ist nett und freundlich zu allen.

Heimlich machte Anne zwei Handyfotos von ihm. Nur zur Erinnerung, für Anne ganz privat. Und dann kam Benno dazu und bot sich an, von Anne und Toni ein Foto zu machen. Wunderbar! Anne drückte ihm schnell ihr Handy in die Hand und legte wie zufällig einen Arm um Toni, der locker Benno anlächelte. Aber das blieb Ju nicht verborgen. Das war einfach zu viel für sie. Ju schnappte

sich das Gerät, feuerte es auf den Boden, schoss es wie eine Coladose durch den Raum.

»Finger weg, du Stinktier!«

Das war das Ende, der Beginn von etwas Neuem. Das Neue war die Hölle. Tag für Tag.

Später haben sie Anne im Garten in die Mangel genommen. Zu dritt. Sie haben ihr die Arme verdreht und zugeschlagen. Danach haben sie Fotos von ihrem schmerzverzerrten Gesicht gemacht. Niemand hat etwas gemerkt. Erst als Anne mit verheultem Gesicht die Party verließ, gab es fragende Blicke. Mehr aber auch nicht.

Das war wieder so ein Moment, in dem sie sicher ist, dass sie das alles nicht mehr aushält.

Und für zu Hause musste sie eine Geschichte erfinden, sich eine Erklärung zurechtlegen. Ihre Eltern sollten sich keine zusätzlichen Sorgen machen. Sie hatten genug am Hals, bei der Suche nach neuen Jobs.

Für Anne gab es keine einzige Einladung zu einer Party mehr, keine Treffs am Nachmittag. Sie zog fast nur noch allein los, wenn überhaupt. Nur Jasmin hatte das Gespräch mit ihr gesucht, hatte nachgefragt, warum es Zoff mit Sarina, Ju und Steffi gab. Danach hatten sie sich des Öfteren nach dem Unterricht getroffen, aber eben nur so.

Inzwischen hat Ju eine Sonnenbrille auf der Nase, aber Höhrmann hat es noch nicht bemerkt. Er hat wieder Platz genommen, sich zurückgelehnt und die Beine übereinandergeschlagen. Eine Fußspitze wippt allerdings aufgeregt auf und ab.

Die Kanten eines Lineals hinterlassen in Annes Handflächen tiefe Rillen. Anne muss sich zwingen zuzuhören. Sie hat jetzt einiges verpasst.

Als Martin Bungert berichtet, dass die Mädchen bei aggressivem Verhalten immer mehr gegenüber ihren männlichen Vorbildern aufholen, kommt noch einmal Stimmung auf. Höhnisches Lachen aus der Ecke, wo die meisten Jungs sitzen. Wieder einige Pfiffe.

»Ist doch alles Quatsch!«, schreit Steffi.

»Wir haben gelernt, uns zu wehren«, ergänzt Ju.

Noch einmal schwillt der Lärmpegel an. Höhrmann greift wieder ein, dieses Mal etwas heftiger. Er entschuldigt sich bei dem Gast, der sich zum Glück nicht aus der Ruhe bringen lässt.

»Ich bin doch sehr erstaunt über euer Verhalten«, sagt Höhrmann. »Diese unangemessenen Reaktionen habe ich nicht erwartet.« Währenddessen wirft er einen enttäuschten Blick auf Sarina.

Zum Schluss bietet der Kriminalist eine freundschaftliche Zusammenarbeit an. Er schreibt seine Telefonnummer an die Tafel. Anne zieht ihren Schreibblock unter ihrem Mathebuch hervor, dreht ihn herum und greift nach einem Kuli. Auf dem Schreibblock steht: WENN DU NICHT DIE KLAPPE –

Dunkelroter Lippenstift, schnell hingeschmiert. Bevor Anne ihren Kuli auf das Blatt setzt, blickt sie vorsichtig nach links. Auf Steffis Gesicht erkennt sie ein schadenfrohes Grinsen und Sarina schüttelt langsam den Kopf.

Anne weiß Bescheid. Es ist besser, jetzt nichts aufzuschreiben, denn heute ist alles schiefgelaufen. Wie an den meisten Tagen. Sie schaut zu Jasmin hinüber, die eifrig mit-schreibt.

Anne sagt sich, dass sie bestimmt eine neue Chance haben wird. Jasmin könnte ihr dabei helfen. Aber diese Chance muss sich erst noch ergeben. Bis dahin muss sie wieder eine Menge ertragen. Anne fragt sich, wie sie das aushält.

Kritik und Engagement

Intellektueller Wortverschnitt

Helmut Heißenbüttel – Das Textbuch, Sammlung
Luchterhand 3. 283 Seiten.

In bewährter Manier entstand dieser Sammelband: Nachdem Helmut Heißenbüttel die Textbücher 1 bis 6 vorstellte, brachte er kürzlich eine Auswahl seiner bisherigen Produktion heraus, wobei er zugleich eine schreibmethodische Eingruppierung der zwischen 1955 und 1967 entstandenen Arbeiten anbietet.

Bei diesem Unterfangen stellt sich dem kritischen Leser die Frage, ob der Neuaufguß gerechtfertigt ist. Sind Heißenbüttels Texte wichtig? Sind sie gesellschaftsbezogen? Ist seine Lyrik, ist seine Kurzprosa aktuell und richtungsweisend? Oder handelt es sich hier lediglich um eine noble Retrospektive?

Bei der Beantwortung der Fragen spielt der Bekanntheitsgrad des Autors eine gewisse Rolle. Halten wir uns (mit den allseits bekannten Vorbehalten) an seine Auszeichnungen: 1969 Georg-Büchner-Preis für sein bisheriges Gesamtwerk. Für sein Funkspiel »Zwei oder drei Portraits«, ausgestrahlt vom Bayerischen Rundfunk, erhielt er den gleichfalls renomméeträchtigen Hörspielpreis der Kriegsblinden.

Heißenbüttel ist hauptsächlich Lyriker und Essayist der konkreten Poesie. Was seine Arbeiten betrifft, die nahezu spielerische Variation unseres Vokabulars, sie sind wichtig, denn hier werden alltäglich benutzte Sprachmuster aufgezeigt. Die private, gesellschaftliche und politische Anpassung wird deutlich gemacht, das Identitätsproblem des Einzelnen (Seite 41: »Dies ist die Art von Ding in der ich drin bin und ich weiß nicht was das für ein Ding ist aber ich weiß, daß ich immer gewußt habe, daß es eine

Art von Ding ist von der ich nicht weiß was es für ein Ding ist.«). Somit können Heißenbüttels kurze Texte auch als gesellschaftsbezogen erscheinen.

Sicherlich reicht es für die Eingruppierung in die Sparte moderner Schreiber nicht, daß ein Autor seine eigene Interpretation beim Verleger und Leser durchsetzt. Eher die Anwendungstechnik – hier sind es Collage, Montage, Kombinatorik – macht Heißenbüttel zu einem modernen Autor, der schon einige Zeit (siehe Peter Handke) und auch in Zukunft das Handwerk des Schreibens mitbeeinflussen wird.

Dabei darf der hoch angesetzte künstlerische Anspruch nicht unberücksichtigt bleiben. Und hier läßt sich der Vorwurf der avantgardistischen Selbstbefriedigung und elitären Arroganz nicht so ohne weiteres von der Hand weisen. Ein esoterisches Ghetto wird errichtet und mit intellektueller Vehemenz verteidigt.

Nun, um diffizile Zusammenhänge mit den Mitteln der Literatur erklärlich zu machen, bedarf es meist eines gewissen intellektuellen Anspruchs. Unter diesem Aspekt ist Heißenbüttels Supertextbuch – dessen günstiger Preis hervorzuheben ist – eine notwendige Sache. Kunstvolle Kompositionen, grammatikalische Meditationen, ausgehend von täglichen Redensarten, von beliebigem Phrasenmüll, können bei dem eingeweihten Leser die vielzitierte und strapazierte Bewußtseinserweiterung erzeugen.

Das Buch läßt sich nicht in einem Anlauf durchlesen. Die als Zivilisationsprodukt vorgeführten Sprachbilder sind zu kompakt, um leicht konsumiert zu werden. Und das gerade ist die Absicht Heißenbüttels, nämlich das genüßliche Konsumieren von Literatur zu erschweren.

ADORNO: Künstler sind anachronistische
Heimarbeiter
10 Argumente zum gesellschaftlichen Selbstverständnis
junger Autoren

Was bislang als engagierte Literatur bezeichnet wurde, reicht heute lediglich noch zu einer (pau)schalen Etikettierung, nicht aber, um die Tätigkeit von Textemachern genauer zu beschreiben.

Nicht wenige junge Autoren (gemeint sind diejenigen etwa vom Jahrgang 1940 an) haben Partei ergriffen: in Wählerinitiativen, Bürgeraktionen, Gewerkschaften, politischen Parteien. Sie liefern politisch-publizistische Arbeiten, organisieren politische Aktionen. Sie tragen ihre Informationen und Meinungen direkt in die Bevölkerung, scheinen die isolierte Position als gesellschaftliche Randfiguren aufgeben zu wollen.

Es fragt sich, ob diese Erscheinung repräsentativ ist für den Schriftsteller der Gegenwart. Und innerhalb des sich abzeichnenden Wandels im Selbstverständnis der Autoren könnte es notwendig sein, ihre gegenwärtige Position genauer zu umreißen. Bisherige Erkenntnisse lassen sich in folgende Punkte zusammenfassen:

1

Der Schriftsteller hat auch heute noch keinen von seiner Umwelt genau bestimmbaren gesellschaftlichen Standort. Er wird als imaginärer Außenseiter empfunden. Er empfindet sich aber auch selbst als solch ein Außenseiter – wobei er sich mit dieser Selbsteinschätzung zugleich [eine] *eigene* gesellschaftliche Rolle zuweisen möchte.

Während andere Berufe (etwa Bauer, Frisör, Postbote) einen funktionalen Stellenwert haben, der nahezu automatisch eine Rollenerwartung produziert, steht der Schrift-

steller indifferent und damit entfremdet der Gesamtgesellschaft gegenüber, soweit er nicht durch einen bürgerlichen Beruf geprägt ist. Dieser bürgerliche Beruf, auf den er meist aus ökonomischen Gründen nicht verzichten kann, führt bei ihm freilich nicht zur Identifikation; er ist und bleibt *Nebenberuf*.

2

Das Fehlen eines eindeutigen gesellschaftlichen Standortes indiziert nicht notwendigerweise das Fehlen eines eigenbestimmten Gesellschaftsbildes.

Die Beurteilung der Gesellschaft wird jungen Autoren nicht selten erleichtert durch ihr Studium der Soziologie bzw. Psychologie, durch Buchwissen – weniger durch Eigenerfahrung. Ihre theoretischen Denkmodelle bleiben demzufolge meist Theorie, *abstraktes Wissen*. Sie nehmen eine distanzierte Stellung zur Gesellschaft ein, bedienen sich einer globalen Sicht der Verhältnisse. Allerdings bemühen sich einige in zunehmendem Maße um einen konkreten Kontakt zur Umwelt.

Weitgehend gehen die jungen Autoren vom marxistischen Klassenmodell aus: nach Marx sind die Klassen durch Besitz und Nichtbesitz an Produktionsmitteln bestimmt. Die meisten Autoren räumen aber ein, daß das marxistische Modell relativiert wurde durch die Erhöhung des Lebensstandards, durch größere Konsummöglichkeiten, bessere und sichere Arbeitsplätze.

3

Bei der Frage nach dem sozialen Umgang der jungen Wortproduzenten und ihren Bezugsgruppen stellt sich heraus, daß ihr Umgang nicht selten auf die Eigengruppe beschränkt bleibt (Verband, Zirkel, Redaktion, Aktionsgruppe, literarische Werkstatt, Wohngemeinschaft). Die

Berufsausübung scheint bei den nebenberuflichen Autoren den sozialen Umgang nicht wesentlich zu erweitern. Der soziale Horizont ist auffallend eng, die Tendenz zur eigenen *Subgruppenbildung* stark (symptomatisch ist hier beispielsweise die Rolle des INFO-ZENTRUMS). Diese Inzucht-Tendenz bewirkt, daß die Anerkennung in seiner Eigengruppe dem Autor oft wichtiger ist als die Anerkennung durch das Leserpublikum.

4

Die jungen Autoren sind – z.T. aus Angst vor einem »falschen« Image und (oder) Angst vor negativen Einflüssen auf ihre Schreibtätigkeit – nicht bereit, sich zur besseren sozialen Integration dem Geschmack des großen Publikums zu unterwerfen. Der sanfte Lauf führt unweigerlich zur Disqualifikation. Sie fühlen sich nur einem kleinen Teil ihrer Bezugsgruppe Leser/Publikum verpflichtet. Diese Minderheit kann sie allerdings ökonomisch nicht absichern.

5

Da es für den Schriftstellerberuf kein soziales Ordnungssystem gibt, zählt hier fast ausschließlich die *Namenskategorie*. »Ruhm« ist die einzige soziale Belohnung für den Schriftsteller; der Ruhm ist unabhängig von der Herkunft und Ausbildung des Autors. Wer bekannt ist, steht in der inneren sozialen Rangfolge oben. Das verleitet dazu, sich als Markenartikel oder Show-Prominenz zu präsentieren. Die Massenpresse (ver)braucht den Literaturproduzierenden als willfährigen Darsteller idyllischer Exotik.

6

Wesentliches Merkmal der Kunst ist das Neue, das Originale. Dieser z.T. unbewußten Forderung unterwerfen sich die jungen Textemacher bereitwillig und stehen dabei

nicht selten im Widerspruch mit der öffentlichen Moral, mit tradierten Weltanschauungen. Nonkonformität ist quasi notwendiges Attribut. In ihrem persönlichen und schriftstellerischen Bereich entwickeln sie mit ihren Gegenwerten eine *Kontrakultur*, die als Negation der gesamtgesellschaftlichen Wertvorstellung zu verstehen ist. (Kontrakulturen entstehen – wie oben angedeutet – in der Regel aus Frustrationen, verursacht durch Rollenunsicherheit und Statusverweigerung durch die Gesellschaft.) Andere Wertvorstellungen zeigen sich z.B. darin, daß zwar ein großer Teil der jungen Autoren ein Studium begonnen hat, aber nicht dazu neigt, akademische Bildung als Statussymbol und Prestigegewinn einzusetzen – oder daß nach außen hin ein deutlicher bürgerlicher Konsumverzicht geleistet wird.

7

In der modernen Industrie- und Leistungsgesellschaft werden die Produkte der Schriftsteller als besonders nutzlos betrachtet. Die Anstrengungen eines Autors haben zumindest keinen offensichtlichen Nutzen. Bei seiner Arbeitsleistung bedient er sich keiner anerkannten und überprüfbaren Mittel und Ziele. Im Interesse der Gesellschaft läßt sich ein Erfolg höchstens mit Buchverkaufszahlen dokumentieren und zugleich legalisieren. Ansonsten ignoriert der Textemacher den Marktmechanismus, wonach nur das produziert werden darf, was auf dem Markt in Mengen abgesetzt werden kann.

Zugleich muß der Mann an der Schreibmaschine berücksichtigen, daß die Forderung nach einmaliger, subjektiver ästhetischer Wortschöpfung allmählich abnimmt. Seine Autonomie als »Künstler« geht in Anonymität auf. Das wirft ihn hin und her zwischen Markenartikel- und Gruppenzwang. Die Profilneurose treibt ihn einerseits dazu, sich selbst als Person zugunsten eines Teams oder Kollektivs auszusparen.

Widersprüche zeichnen sich auch, und das ist bereits Tradition, zwischen der Ausübung eines bürgerlichen Berufs und der Schreiberexistenz ab.

Die meisten Autoren würden, wenn finanziell möglich, ihren bürgerlichen Beruf aufgeben, denn Zeitmangel, Überbeanspruchung, der besondere Stress, bringen sie in eine ständige Zwangslage.

Der nebenberufliche Autor ist nicht in der Lage, seine notwendige Berufssphäre von seiner Freizeitsphäre zu trennen. An eine »normale« Arbeitszeiteinteilung kann er sich nicht binden, arbeitet allerdings notwendigerweise länger und mehr als derjenige, der nach einem 8-Stunden-Arbeitstag zur Freizeitbewältigung übergehen kann.

Gleichzeitig spricht ihm die Gesellschaft ein »Arbeiten« überhaupt ab: Schriftsteller schreiben nur, sie arbeiten nicht. Verstärkt wird die pauschale Diffamierung durch die in der Bevölkerung stark verbreitete Angst vor dem schöpferischen Individuum, das stets eine Bedrohung der allgemein geltenden Normen darstellt. Das äußert sich etwa in den böartigen Bezeichnungen: Nestbeschmutzer, Nihilisten, Anarchisten, Gewaltprediger, Pinscher, Unruhestifter, Schweine, Asoziale ...

Die politische Einstellung der jungen Autoren läßt sich demnach – vereinfachend – mit »Unbehagen an der heutigen Gesellschaft« umreißen. Sie sind der Meinung, daß das »Establishment« durch eine Status-quo-Politik die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse zementiert, daß man die Bevölkerung manipuliert und bewußt verdummt.

Deshalb ist nicht Ruhe, sondern Kritikbereitschaft für die Autoren die erste Bürgerpflicht. Sie wollen die Bevölkerung herausfordern und von ihr herausgefordert werden.

Ihre Literatur soll die Wirkung eines Gegengiftes haben. Auf »ewige Werte« lassen sie sich nicht festnageln. In dieser Haltung zeigen sie insgesamt eine klare *Gruppenkonformität*. (Diese teilen sie übrigens mit anderen gesellschaftlichen Gruppen, beispielsweise mit den Studenten oder organisierten sogenannten »Auszubildenden«.) Fast geschlossen betrachten sich die jungen Autoren als »progressiv«, wobei man darunter den Wunsch nach Veränderung der herrschenden Verhältnisse versteht – und zwar in Richtung auf eine bislang noch nie verwirklichte Gesellschaftsordnung. Lediglich bezüglich des Grades der Progressivität gibt es unterschiedliche Haltungen. Autoren mit Nebenberufen sind in der Regel weniger progressiv als freie Schriftsteller eingestellt.

10

Die Aufgaben der neuen Literatur werden von den jungen Autoren etwa folgendermaßen umschrieben: Bewußtseinsfindung, Aufklärung, Verunsicherung, Destruktion, Entlarvung, Veränderung, Agitation, Indoktrination. Die jungen Autoren versuchen einen Übergang von ihrer gesamtgesellschaftlichen Wirkungslosigkeit zu einer allgemein anerkannten Funktion der Systemverunsicherung zu erreichen, und zwar mit Hilfe der marxistischen Theorie – wobei dann möglicherweise die Gefahr ihrer Institutionalisierung ohne Impulswirkung besteht. Ihre Rollenerwartung geht dahin, Wegbereiter für die Gesellschaft der Zukunft zu sein. Sie fühlen sich als die Designer einer neuen Gesellschaft. Das bedeutet für sie: Heraus aus dem zermürbenden Konformitätszwang, hin zum gesellschaftlich anerkannten Nonkonformitätsdruck.

Nachbemerkung

Diese Zusammenstellung verfolgt die Absicht, mit dem Leser dieses Buches ins Gespräch, zu einer Diskussion zu

kommen über die gegenwärtige Aufgabe und Funktion des Autors.

Stellungnahmen können an das INFO-ZENTRUM oder an den Verfasser (Anschrift siehe Anhang) gerichtet werden.

Kurz und mündig

Ihre politischen Songs sind dank der Schallplattenindustrie überall bekannt. Allerdings eher durch die Namen der Interpreten, die Texterin bleibt wie so oft im Hintergrund: *Liselotte Rauner* aus Wattenscheid. Jetzt kann man ihre Songtexte und einiges mehr in einem neuen Buch des Peter-Hammer-Verlages nachlesen.

Ihr erster, der 1970 vorgelegte Band »Der Wechsel ist fällig«, und der jetzt erschienene Band sind durch Sprache und Inhalt miteinander verwandt. Beide Bücher verbindet die harte, kurze Diktion der 43jährigen Autorin. Auffällig ist dabei die höhere Qualität der neueren Arbeiten. Engagierte sich die Autorin vor drei Jahren besonders für eine neue Partei- und Regierungspolitik, so nimmt sie sich jetzt der Menschen in ihrer unmittelbaren Nähe an. Was täglich den Volksmund verläßt, hat sie sich genau angehört. Sie hat die Substanz herausgefiltert. Daß die so entstandenen Aphorismen, Slogans und Sprüche auf eine beginnende Mündigkeit unserer Landsleute hinweisen, erhofft sich die Wattenscheiderin. Sie weiß allerdings wohl, der Weg zur Mündigkeit ist auch heute immer noch lang und steinig.

Aber Liselotte Rauner kann ihren Zeit- und Weggenossen helfen. Seit Jahren zieht sie landauf, landab durch Straßen, Säle, Kneipen und verbreitet ihre gescheiterten Losungen gegen Schüchternheit, Resignation und ökonomischen Irrglauben. Was dabei so zu hören und jetzt auch

zu lesen ist, nimmt man kopfnickend, vielleicht schmunzelnd oder mit wachsendem Sarkasmus auf. Die Verse sitzen, lassen aber keine Behaglichkeit aufkommen. Denn jeder von uns bekommt etwas ab von den bitteren Pillen, die Liselotte Rauner verabreicht.

Sie arbeitet noch mit dem Reim – sonst ein Zeichen für Rückständigkeit oder nur scheinbare Harmonie. Hier aber wird anhand der Texte deutlich, daß ein Reim unabgegriffen, ungekünstelt wirken kann. Das zu erfahren, macht das Buch sogar für den »Unpolitischen« lesenswert.

Liselotte Rauner: Wenn der Volksmund mündig wird. Slogans, Songs und Epigramme. Peter-Hammer-Verlag Wuppertal, 80 Seiten.

Vom kaputten Kohlenpott

Daß es sich bei dem »Kohlenpott« um eine kaputte Gegend handelt, ist als Erkenntnis so neu nicht. Die Landschaft, ausgebeutet und ziemlich hinüber, muß seit Jahren mit viel Geld rekultiviert werden. Was mit den Menschen dort los ist, mit einigen zumindest, damit hat sich Werner Streletz in einer dünnen Lyrik-Mappe beschäftigt. Streletz ist WAZ-Redakteur in Herten. Sein journalistischer Spürsinn machte ihn hellhörig für die kleinen Schicksale am Rand der Gesellschaft. Einiges Authentisches, Erlebtes, Gehörtes hat er zusammengestellt und dabei teilweise die Sprache so benutzt, wie er sie vorfand. Entstanden sind Skizzen aus der Kneipenwirklichkeit, die Feierabendseligkeit liefern soll.

Wenn man die Streletz-Texte liest, wird man natürlich erinnert an Charles Bukowski, den genialen amerikanischen Säufer und Lyriker, von dem Streletz für sein eigenes Schreiben offensichtlich eine Menge gelernt hat. In

schmucklosen, kräftigen Versen berichtet er über diejenigen, die in Kneipen »herumhängen«. Er schildert nicht nur das Milieu, sondern versucht auch zu klären, warum die Leute Abend für Abend hängenbleiben: sie suchen nach Leidensgenossen, nach schönen Erinnerungen und Illusionen, nach Frauen und Zuhörern. Alles das suchen sie, was sie tagsüber entbehren und abends doch noch zu finden hoffen. Aber die Aussichten auf Erfolg sind äußerst gering.

Die Illustrationen zu dem Heft im DIN-A4-Format stammen von Peter Wachtmeister. Mit seinen einfachen, zugleich ausdrucksstarken Zeichnungen versteht er es, die Texte sinnvoll zu ergänzen.

Werner Streletz: DER EWIGE SÄUFER, Texte aus dem kaputten Kohlenpott und anderes, Gedichte, 20 Seiten, Literarisches Informationszentrum Bottrop.

Nicht von Pappe

Ein neuer Kurzgeschichtenband von Josef Reding

In der ersten Nachkriegszeit war die Kurzgeschichte eine sehr beliebte literarische Form, die sich stark an angelsächsischen Vorbildern orientierte. Heute haben die deutschen Kurzgeschichtenautoren eigenständige Wege gefunden. Zu ihnen gehört auch Josef Reding. Nur wenige Erzähler haben sich so intensiv der Kurzgeschichte verschrieben wie er, und das tut er seit mehr als 20 Jahren. Der Dortmunder, stellvertretender Bundesvorsitzender im Verband deutscher Schriftsteller, legt hier wieder einen Band knapper, zielbewußter Geschichten vor.

Das kann man ihm bestätigen: Reding hat einen Blick für die kleinen Konfliktfelder, die der Alltag liefert. Da ist eine Menge Lebenserfahrung spürbar, zu Hause und im

Ausland gewonnen. Reding war in den USA in der Bürgerrechtsbewegung von Martin Luther King, er lebte freiwillig ein Jahr lang im Grenzdurchgangslager Friedland, hielt sich drei Jahre hindurch in den Aussätzigen- und Hungergebieten Asiens, Afrikas und Lateinamerikas auf. Das alles hat natürlich Spuren hinterlassen. Der Leser spürt so etwas auch dann, wenn sich eine Geschichte im kleinbürgerlichen Dunstkreis des Kohlenpotts abspielt. Was Reding erzählt, ist »nicht von Pappe«. Auf eine unsentimentale Sprache greift er zurück, hin und wieder auf den schroffen, verschnörkelten Ruhrgebietsslang. Der paßt zu den geschilderten Figuren, denn es ist von Behinderten, Benachteiligten, von Alleswissern und pfiffigen Schlitzohren, manchmal auch von Tagträumern die Rede. Was den Leser immer wieder neugierig macht, ist bei der Kurzgeschichte vor allem die Pointe. Reding hat sich einige Überraschungen einfallen lassen. Seine Pointen wirken unaufdringlich. Die Texte wurden nicht allein auf den Schluß hin geschrieben, sie entwickeln sich – zuweilen in unvermutete Dimensionen. Was insgesamt bemerkenswert erscheint, ist die fast alle Arbeiten durchziehende Humanität, die in dieser Zeit besondere Bedeutung hat. Dabei stört nicht, daß nicht alle Geschichten das Niveau der Titelstory »Schonzeit für Pappkameraden« erreichen. Josef Redings Kurzgeschichten sind Gebrauchstexte. Wahrscheinlich wurden sie auch unter diesem Aspekt geschrieben. Sie lesen sich nicht allzuschwer, sie bieten zugleich genug Ansatzpunkte, um beispielsweise in Schulen intensiv behandelt zu werden.

Josef Reding; »Schonzeit für Pappkameraden«, Kurzgeschichten. Georg Bitter Verlag, Recklinghausen 1977, 148 Seiten.

Ratten, Schmeißfliegen und ihre Produkte
V. Kongreß der Schriftsteller vom 29.2.-2.3.1980
in München

»Autoren proben Angriff – Politischer Kampfgeist verwies die Literatur ins Abseits«. So berichtete die Westdeutsche Allgemeine vom Fünften Bundeskongreß des Verbandes deutscher Schriftsteller (VS) in München. Was denn, fragt sich der Kongreßteilnehmer verwundert, war der WAZ-Journalist vielleicht im falschen Saal? Von zuviel Politik und zu wenig Literatur kann diesmal jedenfalls nicht die Rede sein. Das ist auch der Tenor des WAZ-Zwillingsblatts Westfälische Rundschau. Von der Einigkeit der Schriftsteller wird dort berichtet, von den Schriftstellern, die zu den Lesern gekommen sind, von einer Woche Kultur in Münchener Kneipen. Immerhin mag man hieran den Zwiespalt erkennen, in den Journalisten geraten, wenn sie Literatur und Politik zu gewichten und zu beurteilen versuchen.

»Literatur 80 – Wohin geht die Reise?« Das war das wenig griffige Motto des Kongresses. Sorge signalisierte es, Unsicherheit. Einige der rund 200 anwesenden Autoren äußerten denn auch freimütig ihre Angstgefühle. Die Angst um die Zukunft grassiert, und zwei bajuwarische Landespolitiker hatten sie gezielt geschürt. Daß nämlich die Kongreßbesucher vorweg schrille politische Töne wahrnahmen, lag an dem CDU/CSU-Kanzlerkandidaten Strauß und seinem Generalsekretär Stoiber. Ihr Gattungsbegriff »Ratten und Schmeißfliegen« traf die Schriftsteller und Übersetzer unvorbereitet.

Gemeint waren bei dem wieder aufgekochten Strauß-Zitat von 1978 Bernt Engelmann, Ingeborg Drewitz, Hermann Kesten, Walter Jens, Josef Reding und Martin Walser. Im Nachhinein sollte »nur« Engelmann der Getroffene sein. Dazu Walter Jens: »Diese Ehrenerklärung haben wir nicht verdient, und wir weisen sie zurück!«

Nicht wenige Autoren reisten mit mächtigem Groll in die bayerische Landeshauptstadt, denn solche parteipolitischen Rundschläge fordern, vor allem im Wahljahr, solidarischen Protest heraus.

Aber man ließ sich nicht zu unbedachten verbalen Kraftakten verleiten. »Dies ist kein Ungezieferkongreß« hatte Bernt Engemann, der alte und neue Vorsitzende des Schriftstellerverbandes, zu Beginn verkündet. »Wir lassen uns nicht auf dieses Niveau herunterdrücken.«

Leonhard Mahlein, der Bundesvorsitzende der IG Druck und Papier, fand stärkere Worte, und er beleuchtete auch den politischen Hintergrund. Er warnte die CSU vor einer Progromstimmung im Land, die in Verfolgung und physischer Vernichtung endet. Autoren und Publizisten hätten die Mächtigen in Wirtschaft, Staat und Gesellschaft zu kontrollieren – und nicht umgekehrt.

Erklärte Absicht für den zweitägigen Kongreß war es, eine umfassende Darstellung der gegenwärtigen Literatur und ihrer Verfasser zu geben. So hatte sich der VS-Landesverband Bayern kräftig ins Zeug gelegt, nach 10 Jahren Verbandsmitgliedschaft in der IG Druck und Papier ein glanz- und niveauvolles Beiprogramm auf die Beine zu stellen. Bereits eine Woche vor dem eigentlichen Kongreßgeschehen startete man internationale Literaturveranstaltungen in allen Stadtteilen. Schriftsteller aus zwölf Ländern nahmen als Gäste und Vortragende teil. Rund 200 Lesungen, Diskussionen, Aufführungen und Ausstellungen hatte man arrangiert, um die Münchener auf das Heranströmen des bunten Literatenvölkchens einzustimmen. Das Publikum nahm das vielfältige Angebot, ganz im Sinne des vielgepriesenen Pluralismus, dankbar an. In Theatern, Kneipen. Galerien und Büchereien gab es ein Programm wie niemals zuvor auf einem Schriftstellerkongreß. Die meisten Veranstaltungen, so Hans Peter Bleuel als Chefororganisator, waren gut besucht Was auffällt, ist

die offenkundige Abstinenz der Schulen. In allen Bundesländern bemüht man sich mit Nachdruck, Autoren in den Schulklassen aus ihren Werken lesen und darüber diskutieren zu lassen. Von überall her ist bei Schülern, Lehrern und Autoren eine erfreuliche Resonanz zu vernehmen, auch in den CDU-regierten Ländern. Warum nicht in Bayern, in München?

Zur inoffiziellen Eröffnung des Kongresses gab es eine mehr als dreistündige Autoren-Show »Anthologie live« im überfüllten Festsaal des Hofbräuhauses. Zwei Dutzend der bekanntesten deutschen Schriftsteller – unter ihnen Günter Grass, Peter Härtling, Günter Herburger, Rolf Hochhuth, Heinar Kipphardt, Siegfried Lenz, Peter Rühmkorf, Günter Wallraff, Gerhard Zwerenz – gaben unter dem Hitzeschild der Fernsehlampen kurze Texte zum besten. Walter Jens moderierte anstelle von Heinrich Böll, der schwererkrankt in einem Kölner Krankenhaus lag. Über eintausend Zuhörer harrten ebenso sachverständig wie geduldig aus. Die Schriftsteller bezogen, aus unterschiedlichen ästhetischen Perspektiven, Stellung zur Lage der Nation und zu ihrer eigenen Position. Das große Interesse galt einer Literatur, die sich bedrängt fühlt.

Am nächsten Tag eine weitere literarische Großveranstaltung. »Dies ist auch unser Land: Satire in Deutschland« im ebenfalls überfüllten Saal des Schwabinger Bräu. Mehr als zweitausend Zuhörer, die sich mit Recht fragten, wann es etwas Vergleichbares schon mal in München gegeben hat.

Der Satireabend deutete dann auch an, was die Schriftsteller während ihres Kongresses zusätzlich beschäftigen würde. Um ihre Existenz ging es, um die Sicherung der demokratischen Freiheitsrechte, die ihnen das Schreiben erst ermöglichen. Das Zusammentreffen in München vermittelte den Autoren ein neues Gefühl der Zusammengehörigkeit und Hilfsbereitschaft. Ob im Literaturbetrieb als groß oder klein eingestuft, man rückte zusammen.

»Die Einigkeit der Einzelgänger«, vor mehr als einem Jahrzehnt von Heinrich Böll beschworen, ist größer als jemals zuvor, obwohl sich Schriftsteller auch als Gewerkschafter wohl nie so diszipliniert geben werden wie ihre DGB-Kollegen.

Zu Beginn des offiziellen Teils des Kongresses im engen Münchener Stadtmuseum hatten mehrere Autoren während ihrer Kurzreferate in manchmal beschwörenden Worten auf die politische Entwicklung zum totalen Überwachungs- und Konsumstaat hingewiesen, bei der die freie Meinungsäußerung und letztlich die Kritikfähigkeit auf der Strecke bleiben. Gemeint sind die Versuche, den Privatrundfunk und das Privatfernsehen einzuführen, den NDR als Dreiländeranstalt zu zerschlagen, Druck auf kritische Zeitungs- und Rundfunkjournalisten auszuüben. Gemeint ist auch der mangelhafte Datenschutz, der Informationsverbund der Behörden, die Beschlagnahme von Büchern, das Verbot von Filmen, die Einschüchterung an Schulen und Universitäten, die Orientierungslosigkeit des Einzelnen. Und auch die Verwilderung der Sprache wurde irgendwann zwischendurch beklagt. Die überwiegende Mehrheit der Schriftsteller teilt zwar den Grundkonsens von der »freiesten aller deutschen Republiken«, setzt aber dahinter eine wachsende Zahl von Fragezeichen.

Die Politiker, denen die meisten Vorwürfe galten, weilten nicht am Ort. Einzige Ausnahme war Dieter Lattmann, der frühere VS-Vorsitzende und Noch-MdB. Er berichtete über den Stand der Gesetzgebung zur umstrittenen Künstler-Sozialversicherung. Daß die Politiker fehlten, war nicht ihre Schuld. Bewußt hatten die Schriftsteller im Wahljahr darauf verzichtet, sie zum Kongreß einzuladen. Eine vordergründige, vorschnelle Verquickung mit der Politik der einen oder anderen Couleur sollte vermieden werden. Das hat sich als richtig erwiesen, denn die Sorgen der Schriftsteller richten sich an alle politisch Verantwortlichen und sollten niemandem die Möglichkeit geben,

Versäumnisse flugs dem politischen Gegner in die Schuhe zu schieben.

Die Wiederwahl Bernt Engelmanns, der einziger Kandidat für das Amt des Vorsitzenden war, ging sehr schnell über die Bühne. Seine bereits vor Wochen vorgetragene Erfolgsbilanz kann sich durchaus sehen lassen. Sie machte ihn als Kandidaten unanfechtbar und unverzichtbar.

Er und seine Vorstandskollegen, das war einhellige Meinung, werden für die nächsten drei Jahre kein leichtes Amt haben. Neben den allgemeinspolitischen Forderungen gibt es eine Reihe von verbandspolitischen Aufgaben: Schaffung der allumfassenden Mediengewerkschaft, Regelung der Entschädigung fürs Fotokopieren von Büchern, Abschaffung der Umsatzsteuer für Schriftsteller, Verbesserung der Honorarsätze, verstärkte Berücksichtigung im Programmbereich der Rundfunk- und Fernsehanstalten, Sicherung der Finanzmittel für den Literaturfonds in der geplatzten Nationalstiftung, Verbesserung der Alterssicherung für Schriftsteller. – Arbeit genug für Autoren, die neben dem Bücherschreiben die gemeinsamen Interessen als ehrenamtlich Beschäftigte zu vertreten haben.

Ihre Zuversicht beziehen sie vielleicht von einem streitbaren Kollegen des 18. Jahrhunderts. Die überall in München hängenden Plakate, entworfen von HAP Grieshaber, zeigten als Kongreßhinweis eine Kombination von Druckerpresse und Maschinengewehr. Daneben zwei Sätze von Georg Christoph Lichtenberg: »Mehr als das Gold hat das Blei die Welt verändert. Und mehr als das Blei der Flinte das im Setzkasten.«

Wer ist denn hier im Abseits? Drei Bücher für junge Leute

Literatur als praktische Lebenshilfe für jugendliche Leser? Obwohl Skepsis angebracht ist – es gibt einige Bücher, die diesem Anspruch erfreulich nahe kommen. Rainer Wochele beschreibt in »Absprung – Geschichte eines Entzugs« einen Tag im Leben des Fixers Heime Duckert, der eigentlich sein letzter Tag sein sollte. So hat es jedenfalls der hoffnungslose junge Mann geplant: eine Überdosis Heroin, Schluß, aus. Der Abschiedsbrief steckt schon in der Jackentasche. »Die Realität, Mann, ist das reinste Ungeheuer!«

Rainer Wochele hat eine glaubwürdige, gründlich recherchierte Geschichte geschrieben; er spekuliert nicht auf das Mitleid des Lesers. Sein Protagonist Heime Duckert läßt immer wieder Passagen seines Lebens Revue passieren, während er entschieden auf das Ende zusteuert. Doch der Rest Kraft, der in ihm steckt, reicht in letzter Minute für den Absprung von der Nadel. Die Großmutter seines toten Freundes Walter nimmt ihn auf. Allmählich lernt er es, die Verantwortung für sich und andere zu übernehmen.

Eine andere Perspektive bietet das Buch »Wer ist denn hier im Abseits?« an. Betroffene schreiben hier selbst, über Heimunterbringung, Strafvollzug, Behinderung, Drogenerfahrung. Die Texte entstanden während der Schreibwochenenden des Förderzentrums »Jugend schreibt e.V.«, bei dem der Herausgeber des Buches, der Kölner Autor Harry Böseke, seit Jahren intensiv mitarbeitet.

Die jüngsten sind 15, die ältesten 25 Jahre alt. Sie ziehen eine schonungslose Bilanz, sprechen von »Fehlstarts und Bauchlandungen«. Ihre Erlebnisse hinterließen frühe, schmerzhaft Spuren. Was neben der klaren und direkten Sprache an den Texten auffällt, ist die radikale Analyse der eigenen Situation. Mit ihren Gedichten, Erzählungen und

Berichten haben die jungen Deutschen und Türken für kurze Zeit das Abseits verlassen. Sie haben Zugang zu sich selbst und ihren Nachbarn gefunden.

Der Schweizer Otto Steiger hat einige bemerkenswerte Jugendbücher veröffentlicht, in denen er aktuelle Fragen behandelte. Zum Beispiel in »Sackgasse«, »Erkauftes Schweigen« und »Lornac ist überall«. Bei seinem neuesten Buch »Ein abgekartetes Spiel« geht es um Alkohol, um Notlügen und um Erpressung.

Martin und seine jüngere Schwester Monika entdecken zufällig im Wald eine Hütte, in der sie das Tagebuch von Viktor, einem Insassen der nahegelegenen psychiatrischen Klinik, finden. Otto Steiger läßt die Geschwister gleich zu Beginn die seitenlange Lebensbeichte und Leidensgeschichte des Trinkers lesen – so erfahren sie, nicht gerade überzeugend, warum er zum Trinker wurde: Wegen seiner abstehenden Ohren, der zu dicken Lippen und seiner Schüchternheit gegenüber Frauen griff er zur Flasche. Eines Tages werden sie von Viktor entdeckt. Er reagiert unerwartet gelassen. Ein wichtiges Thema, doch eine überkonstruierte Geschichte.

Rainer Wochele: »Absprung – Geschichte eines Entzugs«. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1981, rororo panther Nr. 4819, 140 S., br.

Harry Böseke (Hrsg.): »Wer ist denn hier im Abseits? – Jugendliche schreiben über: Heim, Knast, Drogen, Behinderung«. Beltz & Gelberg Verlag, Weinheim 1981, 148 S., br.

Otto Steiger: »Ein abgekartetes Spiel«. Benziger Verlag, Zürich und Köln 1981, 157 S., geb.

Anschreiben gegen das Vergessen [Nachruf auf Hugo Ernst Käufer]

Ein Besuch in Legden, am 17. Dezember 2013. Wird es der letzte sein? Bei der Hinfahrt im Auto habe ich mir vorgenommen, nicht an das unvermeidliche Ende zu denken.

Mit Karl-Heinz Gajewsky, im November mit dem Literaturpreis Ruhr für seine dokumentarische Literaturarbeit ausgezeichnet, steuere ich das Altenwohnhaus St. Josef an, um neue Texte von Hugo aufzunehmen. Dem soll auch noch ein Interview folgen. Die Aufnahmen sind für das Internetportal »reviercast« vorgesehen.

Das Zimmer, das wir betreten, strahlt vertraute Behaglichkeit aus. Alles das, was das Leben von Hugo und Tilde ausgemacht hat, ist in reduzierter Zahl vorhanden. Bücher, Bilder, Skulpturen, ein Behälter mit Bleistiften, Schreibpapier, ein kleiner Schreibtisch, dahinter ein schwarzer Bürosessel. Da übersieht man gern das große Krankenbett und den Rollstuhl.

Geduldig sehen Tilde und Hugo zu, wie Kalle seine Kamera, das Mikro und den Scheinwerfer aufbaut – das professionelle Equipment. Er muss die Teile lange hin und her schieben, bis alles passt. Sprechprobe. Hugo, den ich jahrelang nur schwarz gekleidet antraf, oft in seinem schwarzen Cordanzug, trägt jetzt einen roten Pullover. Der weiße Kragen seines Polohemdes darunter leuchtet ungewohnt und signalisiert Aufbruchsstimmung, Zuversicht. So nehme ich das jedenfalls wahr.

Anderthalb Jahre hindurch hat Hugo nichts schreiben können. Seine Hände waren noch nicht bereit dazu, gehorchten ihm einfach nicht. Nun ist die rechte Hand dank enormer Willenskraft und hartem Training wieder schreibbereit. »Kopf und Hand haben sich wieder genähert«. Ein dicker Papierstapel auf dem Schreibtisch zeugt davon.

Mit fester Stimme und ohne Pause trägt Hugo seinen umfangreichen Gedichtzyklus »Herbstelegie« vor, entstanden in den zurückliegenden beiden Monaten. Auf der Wand hinter ihm Holzschnitte von HAP Grieshaber.

Die Antworten bei dem dann folgenden Interview sind klar und konzentriert, eben so, wie wir es von Hugo gewohnt sind. Das Leben irgendwie gut zu Ende führen, sagt er. Etwas hinterlassen, was Bestand hat. Kindheitserinnerungen, die ganz anders sind als die junger Menschen von heute.

Das Schreiben als Lebenselixier. Nicht aufgeben, denn das Wesen des Schreibens heißt Überleben. Seine Publikationen, seine kritischen und poetischen Texte überleben ihn. Seiner Kindheit kann man nicht entkommen. Das wird mir klar, als ich später seine »Hasenbrote« in Händen halte. Diesen sehr persönlichen, berührenden, elegischen Text brachte er noch im April dieses Jahres zu Papier. Danach legt er seinen geliebten Bleistift aus der Hand.

Ich bin dankbar dafür, dass ich ihn viele Jahre hindurch begleiten konnte, dass wir einige Bücher gemeinsam geschrieben oder herausgegeben und die Liselotte und Walter Rauner-Stiftung ins Leben gerufen, dass wir viel miteinander besprochen haben. Das wird für mich, wie Hugo Ernst Käufers künstlerische Leistung, unvergesslich bleiben.

Ich hatte mir Glück anders vorgestellt
Otti Pfeiffer: *Widerworte aus der Küche* (1972)

Texte als Gebrauchsartikel? Das ist die erste Vermutung, wenn man zu dem schmalen Bändchen der Herdecker Autorin Otti Pfeiffer greift. Ja, die literarischen Gegenstände sind überschaubar: Familie, Liebe, Freunde, Alltag, Kommunikation, ein wenig Politik. Aber vielleicht ist die Sicht aus der Küche auf diese Themen doch ganz ergiebig. Die andere, neue Perspektive – das lässt sich ohne Zweifel konstatieren – war Anfang der 1970er Jahre, in der Anlaufphase der Frauenbewegung, keineswegs langweilig. Otti Pfeiffer (1931–2001) hat zunächst als Verwaltungsangestellte in Herdecke gearbeitet, machte dann ihr Abitur und studierte in Köln, sodass sie später als Bibliothekarin in Dortmund arbeiten konnte, in der Nähe ihres Wohnsitzes. Das war ihr wichtig, denn sie hat sich immer als Familienmensch begriffen.

Widerworte aus der Küche war Otti Pfeiffers erstes literarisches Werk, dem noch viele Kinder- und Jugendbücher folgen sollten, mehr als 30 Titel. Erschienen ist der Band im Dortmunder Wulff-Verlag, mit dem mich selbst gute Erinnerungen verbinden, denn in diesem Kleinverlag erschien auch mein erster Roman, ein Debüt, das auch so etwas wie ein Türöffner zu größeren Verlagen war. Vielen anderen Autoren im Ruhrgebiet ist es ähnlich gegangen. Widerworte: »Glück ist mir so wichtig. Vor allem jetzt, da es keinen Himmel mehr gibt, wo ich es spätestens einholen könnte. Mein Glück ist: die Waschmaschine ist nicht kaputt, mein Sohn wird versetzt, Gehaltserhöhung, wir sind gesund, das Fleisch ist nicht angebrannt, der Kuchen geht aus der Form, mein Mann ist frohgestimmt. Ich hatte mir etwas anderes vorgestellt: Glück. Ich weiß nicht mehr, was.«

Aus ihrer Zeit betrachtet, sind das eindringliche, aufmüpfige Sätze, die sich aber nicht zu einem Aufschrei steigern.

Ein wenig Bitterkeit, viel Ironie und ganz viel Empathie stecken in den Kapiteln. Texte als Diagnose und Therapie. Das zu lesen tut durchaus weh und es stellt sich mir die Frage: Hat sich seither im Familienleben etwas geändert? Einiges. Nicht nur die Küchen sind praktischer und schöner geworden. Der Familienalltag gestaltet sich offener. Es gibt viel mehr Teilzeitarbeit, und zwar für beide Partner.

Die berufliche Tätigkeit bietet Gelegenheit, sich zu beweisen, Kontakte zu knüpfen, Selbstbewusstsein zu tanken, vielleicht auch finanzielle Unabhängigkeit. Aber nicht wenige Frauen sind nach wie vor unzufrieden damit, wie zu Hause die Verantwortung für die Familie und die Erwerbsarbeit aufgeteilt ist. Gedanken, die Otti Pfeiffer in der Küche kamen, tauchen vielleicht heute bei Müttern im Auto auf, wenn sie als die gestresste Psychologie- und Logistikfachfrau ihrer Kinder eingespannt sind.

Damals hat Otti Pfeiffer mit ihren *Widerworten* vielen Frauen aus der Seele gesprochen. Damals, so habe ich mir erzählen lassen, haben sogenannte Hausfrauen am Abend dem müde heimkehrenden Ehemann Passagen aus dem kleinen Werk vorgelesen. Immer sollen die Männer richtig gepeinigt ausgesehen haben.

Das Schreiben hat Otti Pfeiffer schon in frühen Jahren beschäftigt. In dem von Hugo Ernst Käufer 2003 herausgegebenen Band *Otti Pfeiffer – Eingespannt ins Riesenrad* erinnert er an die erste Begegnung mit ihr. Das war in den 1950er Jahren beim *Ring junger Autoren Westdeutschlands*, ein Kreis, zu dem neben dem Filmemacher Paul Karalus auch Heinrich Böll gehörte. Der Titel des Buches macht wie bei den *Widerworten* deutlich, dass sich Otti Pfeiffer in ihrem Lebensalltag eingezwängt, getrieben fühlte – was sie allerdings niemanden in ihrem Umfeld spüren ließ. Sie war stets freundlich, zuvorkommend, verständnisvoll. So habe ich sie bei Begegnungen und Besuchen wahrgenommen. Was ihre persönliche Ausstrahlung anbelangt, stellte

Hugo Ernst Käufer fest: »Wer sie bei Lesungen **für** Kinder oder Erwachsene erlebte, der hat erfahren, dass sie mit ihrer Stimme zaubern, mit ihr die Zuhörer in ihre Texte entführen konnte. In ihren Kinderbüchern hat sie sich fast ins hohe Alter hinein das Staunen über die kleinen Dinge der Welt, das Unauffällige bewahrt, wobei der apostrophierte pädagogische Zeigefinger keine Rolle spielte.«

Der letzte schreibende Kumpel

Kurt Küther: *Ein Direktor geht vorbei. Gedichte eines Bergmanns* (1974)

Zum Begriff »Arbeiterdichtung« fällt uns im Ruhrgebiet immer gleich der Bochumer Autor Heinrich Kämpchen (1847-1912) ein. Seine Werke prägten lange Zeit das Bild der ‚Pütt-Literatur‘. Und nach Kämpchen – dem unbestritten wichtigsten Vertreter dieses Genres – kam nichts mehr? Doch. Und daran sei hier erinnert.

Einer der Autoren, die als Kämpchens Nachfolger gelten, war neben den schreibenden Zechenkumpeln Josef Büscher und Richard Limpert der Bottroper Kurt Küther (1929–2012). 22 Jahre lang war er als Hauer auf verschiedenen Zechen tätig, ab 1970 arbeitete er als Angestellter einer Zechenverwaltung in Gelsenkirchen. Und nebenher war er ein unermüdlicher, unerschrockener Schreiber, der sich auch mit lauter Stimme als Gewerkschafter präsentierte. Häufig äußerte er sich in Tageszeitungen mit deftigen Leserbriefen zu aktuellen politischen und wirtschaftlichen Ereignissen.

Sein Credo beim Schreiben findet sich im von Hugo Ernst Käufer verfassten Nachwort des Bandes: »Ich bin Bergmann und habe die Absicht, in meinen Schriften die schwere, dreckige und gesundheitsgefährdende Arbeit des Bergmanns sichtbar zu machen. Ich wende mich gegen die Abstempelung des Menschen im Betrieb zur Nummer

und übe Zeitkritik. Ich versuche nicht nur für meine Kumpel zu schreiben, sondern auch für diejenigen, die der Arbeitswelt verständnislos gegenüberstehen.«

Ohne die Texte von Kurt Küther würden wir heute in der Tat ziemlich verständnislos dastehen. Zentrales Thema, wie kann es auch anders sein, ist der Pütt, sein Arbeitsplatz. Es geht um die Maloche vor Ort, im Flöz, um die damals so begehrte wertvolle Kohle, die heute wegen der Umweltverschmutzung in der Kritik steht.

Was der Titel des Bandes *Ein Direktor geht vorbei* vermuten lässt, nämlich authentische Berufsszenen, löst er ein. In kräftigen Worten, starken Versen, mit und ohne Reim, zeichnet Küther das Bild vom Kumpel im Ruhrgebiet. Der lebt – und überlebt – in einer Gefahrengemeinschaft, in der es nicht nur auf Muskelkraft, sondern auf Solidarität und Kameradschaft ankommt. Das lässt mich an Bergsteiger denken, denen es nur in einer funktionierenden Seilschaft gelingt, die Gipfel zu bezwingen: »Aus Staub und Dreck der Schichten / wird so viel hartes Wort / zu Zeilen in Gedichten / gesammelt da vor Ort«. Was der Arbeiterdichter zu Papier gebracht hat, klingt aus heutiger Sicht wie ein Signal aus einer fernen Welt, wo nicht eine computergesteuerte Tätigkeit, sondern harter Körpereinsatz vorherrscht. Wie wir wissen, geht das bis zur Gesundheitsgefährdung.

Aber Küther erkannte auch die Zeichen der Zeit. In einem der Gedichte stellte er die Frage: *Ist Opas Bergbau tot?* Dass es mit dem Bergbau zu Ende geht, hat er schon früh vermutet. So klingen manche Verse bei ihm melancholisch, traurig – aber auch heroisch. Trotzdem verfällt er nicht in die Rolle eines Nostalgikers.

Kurt Küther war der letzte schreibende Kumpel im Revier. Was sein Werk auszeichnet, ist die hohe Glaubwürdigkeit. Es lohnt sich, mal wieder in seine schmalen Gedichtbände zu schauen.

[Rezension:]

Gemeinsam einsam. Literatur aus dem deutschen Strafvollzug. Ingeborg-Drewitz-Literaturpreis für Gefangene. Münster: agenda 2015, 174 S., kt.

TV-Krimis haben Hochkonjunktur. Kein Fernsehabend ohne gespielte Kriminalität auf einer der zigfachen Sendeplätze. Meistens gewinnt die Gerechtigkeit. Beruhigende Schlusszene: Der oder die Täter werden von der Polizei der Justiz zugeführt. Der Zuschauer geht von einer Haftstrafe aus, erwartet das Wegschließen. Aber was passiert, wenn es um reale Kriminalität geht? Soweit wir nicht selbst davon betroffen sind, schalten wir ab, mit oder ohne Fernbedienung.

Was in Gefängnissen, in den kargen Zellen mit Menschen geschieht, die dort ihre Strafe »absitzen«, wissen wir zumeist nicht. Die Medien berichten eher über spektakuläre Fälle: Revolten, Ausbrüche, Selbstmorde. Viel aufschlussreicher, berührender allerdings ist das, was der *Ingeborg Drewitz-Literaturpreis für Gefangene* unternimmt. Er will Licht in das Zellendunkel bringen, will auch informieren über das, was in den Köpfen von Strafgefangenen vorgeht.

Vorweg: Wer ist die Namensgeberin dieses ungewöhnlichen Literaturpreises? Ingeborg Drewitz (1923-1986) war eine vielfach politisch engagierte Schriftstellerin in Berlin. Sie schrieb Romane, Erzählungen, Hörspiele und Sachbücher, bei denen häufig Frauenschicksale im Vordergrund standen. Sie war Mitbegründerin des *Verbandes deutscher Schriftsteller* (VS) und von 1969 bis 1980 stellvertretende Vorsitzende, lange Zeit hatte sie das Amt der Vizepräsidentin des deutschen *P.E.N.-Zentrums* inne, war Mitbegründerin der Verwertungsgesellschaft VG WORT, arbeitete bei *amnesty international* mit und setzte sich für Literaturprojekte von Inhaftierten ein. Ihren Einsatz für ihre Mitmenschen kann man durchaus als einzigartig bezeichnen.

Der *Literaturpreis für Gefangene*, der den Namen von Ingeborg Drewitz erhielt, wurde 1988 gegründet. Er soll inhaftierte Menschen zu authentischen Texten anspornen und Gefangeneliteratur der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der Preis wird in einem Drei-bis-vier-Jahres-Turnus vergeben.

Der Anstoß zu diesem Projekt kam von der *Gefangeneninitiative Dortmund*. Hinzu gesellten sich das *Strafvollzugsarchiv Bremen* und die *Dokumentationsstelle Gefangeneliteratur* an der Universität Münster. Viertes Mitglied war zu Beginn auch der *Reiner Padligur Verlag*, der sich jedoch auf Dauer nicht am Leben erhalten ließ.

Über die Jahre hinweg sind beachtenswerte Anthologien entstanden. Die jetzt vorliegende Textsammlung ist bereits die neunte Buchpublikation. Die Autorinnen und Autoren, die sich z. T. in gemeinschaftlichen Schreibkursen betätigten, berichten sprachlich und gestalterisch sehr unterschiedlich von ihren psychischen und sozialen Erfahrungen über eine draußen nicht vorstellbare Welt. Es geht um Isolation, Verzweiflung, Trauer und Aggression, um Suche nach Verständnis, Trost und Hilfe.

Das Interesse der Gefangenen an der Teilnahme am *Ingeborg-Drewitz-Literaturpreis* ist verhältnismäßig hoch, in den letzten Jahren sogar gestiegen. Anfänglich gab es knapp 100 Schreibende, inzwischen sind es 300. Die Zahl der eingesandten Texte belief sich, da viele Gefangene mehrere Texte eingereicht haben, auf ca. 3000. Was auffällt, ist das Fehlen von Menschen mit Migrationshintergrund, obwohl sie zu einem relativ hohen Prozentsatz in den Gefängnissen anzutreffen sind. Offensichtlich fehlt es ihnen an der druckfähigen Ausdrucksweise, vielleicht auch an der Motivation oder dem Mut, sich schriftlich zu äußern. Über ihre Empfindungen in der Zwangsgemeinschaft zu lesen, wäre sicherlich aufschlussreich.

Den meisten Gefangenen ist es, wie sie erklären, ein drängendes Bedürfnis, sich »etwas von Seele zu schreiben«. Damit verringern sie den inneren Druck, den sie in ihren 6 bis 8 qm engen Räumen spüren. Darüber hinaus versprechen sie sich auch ein würdevolleres Dasein. »Man wird zum Kastenkörper«, heißt es an einer Stelle.

Wer die Mühe auf sich nimmt, über sein Leben nachzudenken und das Erlebte und Gefühlte auch noch in Worte zu fassen, der möchte auch wahrgenommen, im besten Fall gelesen werden. Ob die Gefangenen damit jemanden beeindrucken oder nicht, das ist für sie zweitrangig.

Die nun vorliegenden Texte kann man in zwei grundsätzliche Kategorien aufteilen: Die Konzentration auf das eigene Ich und die Verstärkung der Kritik am System Knast, verbunden mit der Forderung nach Veränderung des Strafvollzugs, damit das Ziel der Resozialisierung tatsächlich erreicht werden kann.

Die Anthologie enthält Berichte, Gedichte, Glossen und Kurzgeschichten. Beeindruckend sind die Textbeiträge allemal. Jeder auf seine Weise, wenn auch in unterschiedlicher Form und Qualität. Sie handeln vom tränenreichen Abschiednehmen von der Familie, vom Leben und Sterben auf einer Parkbank, von der zerstörerischen Kraft des Alkohols, von Intrigen und Machtkämpfen, von Wunschträumen, von der allgegenwärtigen Todessehnsucht. Der Leser empfindet das alles als Signale aus einer fernen Welt. Aber diese Welt existiert nebenan.

Vorwort

[zu Volker W. Degener (Hg.): noch dunkel schon hell.
Gedichte. Düsseldorf 2017]

Ist das Papier als Träger von Texten verzichtbar? Wenn man die Lyrikszene betrachtet, darf das bezweifelt werden. Trotz der weltweiten Digitalisierung ist das Ende des Gutenberg-Zeitalters nicht vorstellbar. Tradition und Aura des Buches erweisen sich als überlebensfähig. Bücher, vor allem Lyrikeditionen, führen vor Augen, was uns entgeht, wenn schneller Konsum alltäglich wird, wenn Dichtung künftig lediglich in den Randzonen des Internets erlebbar ist, vielleicht sogar per Knopfdruck in die Welt der Anonymität versendet wird. Oder wenn Gedichte nur noch als Performance, als inszenierte Texte wahrzunehmen sind, deren Bedeutung sich schon beim bloßen Hören erschließt. Ein Gedicht, das mehr ist als eine in Zeilen gebrochene Banalität, verlangt danach, in Ruhe und mehrmals gelesen zu werden. Das tut man eher mit bedrucktem Papier.

Das alles geht mir durch den Kopf, wenn ich die Gedichte junger Autorinnen und Autoren lese, die Eingang in diesen Band gefunden haben. Seitens der Liselotte und Walter Rauner-Stiftung wurden sie, die in der Lyrikszene bereits Aufmerksamkeit erzielt hatten, unmittelbar angesprochen, in Form einer begrenzten Ausschreibung.

Die Publikation von Gedichten gehört zur Tradition unserer Stiftung. Sie wurde leider durch die noch immer grassierende Finanz- und Zinskrise unterbrochen, denn – wie viele andere Stiftungen auch – arbeitet die Rauner-Stiftung mit den Stiftungserträgen, die allerdings seit Jahren nur noch spärlich fließen. Die bittere Konsequenz ist die Reduzierung der Förderprojekte.

Aber Verzagtheit ist kein guter Ratgeber. Gedichte aus dem Nischendasein im unübersichtlichen Literaturbetrieb

herauszuführen ist eine schwierige, aber lohnende Aufgabe. Das jedenfalls ist die Idee, ist die Hoffnung, die hinter den Veröffentlichungen dieser Stiftung steht. Somit hat sie eine freundschaftliche Anschubfunktion. Sie möchte junge Menschen auf ihrem künstlerischen Weg ein Stück begleiten und unterstützen. Inhaltliche oder gestalterische Vorgaben gab es seitens des Herausgebers nicht. Berücksichtigt wurden jedoch ausschließlich unveröffentlichte Gedichte.

Dabei soll nicht verschwiegen werden, dass der seit sechs Jahren stattfindende post-poetry-Wettbewerb einen starken Einfluss auf junge Lyrikerinnen und Lyriker in Nordrhein-Westfalen hat. Das lässt sich unschwer an den biografischen Daten der hier versammelten Autoren festmachen.

Jede unauffällige Alltagserfahrung kann zu einem Gedicht werden, zu etwas wie einem Echo auf unsere Gegenwart. Das Alltägliche und das Besondere, das Lebensgefühl der Gegenwart, die intime Beobachtung, die sprachliche Umsetzung – all das soll dem Leser nahegebracht werden. Das Gedicht besitzt mit seiner sprachlichen Verknappung und dem Zwang zur Präzision Möglichkeiten, die andere Genres nicht haben. Dass nicht alles gelingt, gehört zu den Erfahrungen, die junge Künstler mitnehmen.

Die Autoren des Jahrgangs 1985 bis 1995 nutzen die Chancen des vielfältigen Ausdrucks. Der Wechsel zwischen Hoch- und Alltagssprache fällt ihnen nicht schwer. Auch nicht der eher spielerische Umgang mit Zitaten. Daraus entwickeln sich – assoziativ – manchmal überraschende Perspektiven und neue, vielleicht ungewöhnliche Sprachbilder.

Es fällt mir auf, dass die politisch-ideologischen Gedichte vollkommen verschwunden sind. Heute spiegelt die Lyrik Zeit und Welt eher in der Beschreibung zwischenmenschlicher Beziehungen, im Umgang mit der Natur, mit der Umwelt, manchmal mit Kindheitsaugenblicken etc.

Es ist vorstellbar, dass es für die Lyrikerinnen und Lyriker spannend sein könnte, sich in diesem Band miteinander zu vergleichen. Ihre thematische und sprachliche Unterschiedlichkeit wird dabei deutlich. Es gibt keinen Gleichklang des Fühlens und Denkens und Sprechens. Tempo und Entschleunigung wechseln sich ab. Einige Autoren setzen ganz bewusst ein Stopp-Zeichen in unserer aufgeregten Zeit. Schwierige, gar kryptische Konstruktionen schrecken sie nicht ab. Das bedeutet auch, dass manche Textlandschaft schwer zu durchwandern ist. Das Nachfragen, das Überdenken, die feine Ironie und auch das kritische Prüfen bilden den Hintergrund der Texte. Das Berührtsein, die Betroffenheit signalisieren zugleich den Abstandsanspruch junger Menschen, die sich eine geistige Schutzzone schaffen und mit eigenem künstlerischen Anspruch ausfüllen.

Selbstauskünfte

Wie kam es, dass Sie vom Polizisten zum Schriftsteller gekommen sind?

Ich kann dazu sagen, dass ich schon als Schüler geschrieben habe. Ich ging damals in Düsseldorf auf ein Gymnasium, und wir haben da so einiges gemacht: Wir haben Theater gespielt, wir hatten eine Kabarettgruppe, wir haben eine Schülerzeitung gemacht. Dabei habe ich mitgearbeitet und habe später bei der Frage, was willst du denn mal werden, erst einmal gesagt: Ja gut, was man so kennt, dann wird man halt Lehrer. Ein Freund meines Vaters hat mich aber zu etwas anderem überredet, hat gesagt: »Wenn Sie Lehrer werden wollen, dann werden Sie Lehrer bei der Polizei. Da haben Sie mit Disziplinierung und so etwas nichts zu tun, das sind alles junge Leute, die etwas werden wollen.« Das war für mich dann relativ reizvoll. Er sagte dann aber: »Sie müssen aber erst einmal so eine normale Ausbildung machen. Sie können erst Lehrer werden, wenn Sie Kommissar sind.« Das habe ich dann in relativ schneller Zeit geschafft. Man muss zusätzlich bedenken: Mir wurde damals gesagt – und das war auch so –: Wenn Sie drei Jahre bei der Polizei sind, brauchen Sie nicht zur Bundeswehr. Das war damals ein Riesenthema. Außerdem: Mit Ihren 19 Jahren können Sie sofort einen Führerschein machen, kostenlos. – Das war auch eine tolle Geschichte. – Und dann müssen Sie nicht zu Hause bleiben, das erste Jahr verbringen Sie in Münster. – Oh, das war auch schön. Und ich habe dann gleich schon mit Geld angefangen, d.h. ich habe damals schon etwas über 200 Mark pro Monat verdient. Das war sehr viel; gemessen an dem Lehrlingsgehalt meiner Geschwister war das schon eine ganze Menge. Also, da kamen viele Dinge zusammen. Deswegen ging ich zur Polizei.

Aber ich habe gleichzeitig immer geschrieben und sehr viel gelesen. Ich habe große Einsätze mitgemacht. Da wurde dann in der Pause Karten gespielt oder geschlafen. Da saß ich mit meinen Büchern und habe gelesen oder geschrieben. Und habe dann relativ schnell meine ersten größeren Sachen veröffentlicht. Es waren eigentlich immer zwei Berufe, die ich da ausgeübt habe. Zum Glück konnte ich vor vielen Jahren meinen Brotberuf aufgeben und schreibe eben seither nur noch. Man sieht auch an der Produktion, dass das dementsprechend flott vorangeht. Es war also immer ein »Doppelgeschäft«. Ich führe das auch darauf zurück, dass ich ein Zwilling bin, d.h. also im Juni geboren bin. Zwillinge sollen ja zwei Dinge in sich vereinigen können; das ist für mich so eine ganz kleine, schlichte Erklärung, warum Vieles so parallel gelaufen ist.

Das muss ich noch dazu sagen: In der ersten Zeit war es sehr schwierig, denn: Polizist und Schriftsteller passt irgendwie nicht zusammen. Der eine ist stark und doof, und der andere ist schwach und intelligent. So ungefähr hat man das früher immer dargestellt. Für mich hörte das dann auf, als ich das erste Mal mit einem meiner Bücher im *Spiegel* besprochen wurde – das war dieses Buch *Heimsuchung* – und als zum ersten Mal in der *Zeit* Kapitel aus einem Roman von mir abgedruckt wurden. Da war ich dann sowohl bei der Polizei als auch außerhalb geadelt. Plötzlich konnte man sehen: erstaunlich, irgendwie passt das wohl ganz gut zusammen, und das behindert sich sogar noch nicht einmal.

Fast zwanzig Jahre danach

1968 – Jahr der Unruhe, Zeit des Umbruchs. Mein erster Kontakt mit Hugo Ernst Käufer. In einer Tageszeitung hatte ich gelesen, daß er junge Autoren vorstellt. Er war stellvertretender Leiter der Stadtbücherei Gelsenkirchen

und hatte eine Gruppe von »Nachwuchsdichtern« um sich geschart, so hieß es in der Meldung. Wenn die Nachricht stimmte, dann wollte ich gerne dazugehören. Ich schrieb ihm.

So fand ich mich im Dezember '68 mit Lyrik- und Kurzprosatexten mitten in einem Gelsenkirchener Kaufhaus wieder, zwischen Polstermöbeln, Lampen und Gardinen. Vierzehn andere Newcomer waren dabei, alle aus der »Literarischen Werkstatt Gelsenkirchen«.

Das war für mich, für viele der Anfang. Auf meinem literarischen Weg traf ich dann immer wieder mit ihm zusammen, den Autor und Bibliotheksdirektor, der so viele Lyrik-Buchveröffentlichungen aufweist wie kaum jemand in Nordrhein-Westfalen. Nebenher fand er noch Zeit, sich um andere Texte und ihre hoffnungsvollen Verfasser zu kümmern. Eine imponierende Leistung.

Heute zählen solche Förderer wie Hugo Ernst Käufer zu einer selten anzutreffenden Spezies Mensch. Deshalb drängt es mich, darauf aufmerksam zu machen. Nicht nur, weil ich selbst von ihm profitierte.

Haben Sie, nicht nur als Polizist, sondern auch als Schriftsteller, eine besondere Nähe zum Ruhrgebiet?

Ja, die habe ich natürlich, denn wenn man hier viele Jahre lebt, dann hat man so seine besonderen Beziehungen. Ich habe, um noch mal auf Kulturhauptstadt 2010 zurückzukommen, den gleichen Eindruck, dass die Literatur da viel zu gering berücksichtigt wurde. Ich bin, das darf ich noch sagen, Mitglied des Schriftstellerverbandes, bin auch 18 Jahre lang der Vorsitzende des Schriftstellerverbandes hier in Nordrhein-Westfalen gewesen. Das war für manche Schriftstellerkollegen am Anfang sehr schwierig. Wie, ein Polizist ist unser Vorsitzender? Heute ist er nett zu uns und morgen lässt er uns verhaften? So ähnlich haben sich

manche Kolleginnen und Kollegen geäußert. Aber das nur am Rande. Ich bin weiterhin im Vorstand des Schriftstellerverbandes hier in Nordrhein-Westfalen und habe in dieser Funktion auch eine ganze Reihe von Vorschlägen gemacht, wie man Literatur international hier ansiedeln kann, während dieses besonderen Jahres. Es ist sehr viel von uns abverlangt, aber vieles ist überhaupt nicht umgesetzt worden. Ich habe dann, das muss ich schon sagen, so ein bisschen einen dicken Hals bekommen, denn ich habe u.a. ein Buch herausgegeben *Schreiben in der Metropole Ruhr*. Da habe ich Ruhrgebietsautoren der Gegenwart vorgestellt, 48 Autoren, habe in dieses Werk unheimlich viel Arbeit reingesteckt, mit einem Kollegen zusammen, Hugo Ernst Käufer aus Bochum. Und wir haben das den Initiatoren der Kulturhauptstadt 2010 angeboten. Die haben auch erst gesagt: »Ja, machen Sie mal, machen Sie mal, dann gucken wir mal, ob wir das irgendwie bezuschussen können.« – Es kam nichts! Zum Schluss habe ich noch den Antrag gestellt, dass wir wenigstens auf dieses Buch das Logo von 2010 setzen können. – »Moment, das dürfen Sie nicht ohne Weiteres. Wir haben da aber eine Kommission, die entscheidet darüber!« – Irgendwann, spät abends, ruft mich diese Kommission an, und sagt: »Tut uns Leid, wir erlauben Ihnen nicht, dieses Logo auf dieses Buch zu setzen.« Ich sage: »Warum nicht? Das kostet Sie nichts. Es ist Werbung für Sie.« – »Nein, das geht nicht. Der Ausschuss hat anders entschieden.« – Dann hat man aber einen Flyer herausgegeben, in dem unser Buch aufgeführt ist, da steht dann ganz locker: Mit Unterstützung Kulturhauptstadt 2010. Also, man hat sich einfach dieses Buch an Land gezogen, um damit Ehre einzulegen, aber uns selber hat man zurückgewiesen. Dann habe ich ein internationales Übersetzerprojekt vorgelegt, bin zweimal in Essen gewesen und habe das vorge tragen. Da sagte man uns: Ja, da gibt es auch wieder einen

Ausschuss, der muss darüber entscheiden. Am besten machen Sie es so: Sie wollen ja etwas mit ungarischen und türkischen Autoren zusammen machen. Dann erstellen Sie uns mal eine Übersicht, maximal vier Seiten. Da muss dann drin stehen, welche Autoren das sind aus Ungarn und der Türkei, die müssen aber dem Ausschuss bekannt sein. Und dann machen Sie eine Kurzfassung dessen, was Sie vorhaben. Aber bedenken Sie, dieser Ausschuss hat nur fünf Minuten Zeit, sich damit zu beschäftigen. Das alles muss den entscheidenden Menschen in die Augen springen und sofort klick machen. Ich sage: Wenn ich Ihnen da einen weltberühmten ungarischen Autor benenne, kennt Ihr Ausschuss den? Eine weltberühmte türkische Autorin oder Übersetzerin? Kennen Sie die? Springen die Ihnen ins Auge? – Ja, machen Sie mal. – Da habe ich gesagt: Das ist schier unmöglich. Wir sitzen 14 Tage daran, um zu knobeln, wie wir das hinkriegen, damit diese uns unbekannten Personen im Ausschuss in fünf Minuten überzeugt werden. So ein Irrsinn ist da gelaufen. Und so sind viele Projekte im Sande verlaufen. Schöne internationale Projekte. Gut, dafür hatten wir dann Günter Grass hier eingeladen. Der durfte dann zwei Tage in Essen referieren. Ich weiß nicht, was das mit meiner Heimat Ruhrgebiet zu tun hat. Das nur als Antwort auf Kultur 2010.

Im Rückblick

Die Chronologie meiner literarischen Arbeit, mit der ich mich gegenwärtig beschäftige, ist lang und bunt. Sie weist Zufälligkeiten, Ereignisse und Personen auf, die mein Leben als Autor wesentlich bestimmt haben. Rückblickend kann ich sagen, dass ich nie beabsichtigt hatte, mich so stark in den Literaturbetrieb einzubringen, mit meiner Literatur und mit meinen Initiativen. Aber es ist passiert, und im Nachhinein bin ich stolz darauf. Die

Frage, wie ich das alles neben meinem anstrengenden »Brotberuf« geschafft habe, kann ich mir selbst nicht logisch beantworten.
Die neue Aufmerksamkeit, die derzeit meine älteren Veröffentlichungen erfahren, nämlich mit diversen Neuauflagen, empfinde ich als ein Geschenk.

Nachwort

Es ist schon bemerkenswert, dass *Die Welt* als überregionale Tageszeitung dem damals noch überhaupt nicht in Erscheinung getretenen Volker W. Degener die Möglichkeit gegeben hat, mit zwei Gedichten, *Reif* und *Trampen*, im Feuilleton zu debütieren. Die Redaktion sollte sich indes nicht getäuscht haben. Seit dem Erscheinen dieser beiden Gedichte am 20. Februar 1967 ist Volker W. Degener – den abgekürzten zweiten Vornamen nutzt Degener erstmals 1968 – in der deutschen Literaturszene dauerpräsent: vor allem als Erzähler, aber auch als Lyriker, Aphoristiker und Hörspielautor sowie hin und wieder als Kritiker. Seine Arbeiten wenden sich an ein Publikum, das sich aus allen Altersgruppen zusammensetzt.

Bei all dem hat sich der 1941 in Berlin geborene Autor, der in Bochum und Düsseldorf das Gymnasium besucht hat und seit 1964 in Herne wohnt, im *Verband deutscher Schriftsteller* (seit 2015: *Verband deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller*) engagiert, in dem er von 1978 bis 1995, 1997/98 und erneut 2016/17 den Landesvorsitz Nordrhein-Westfalen bekleidet. Mit Nachdruck hat er sich in dieser Funktion für die Gründung des *Westfälischen Literaturbüros* in Unna (1984), des *Literaturbüros Ruhr* in Gladbeck (1985), des *Literaturbüros Ostwestfalen-Lippe* (1990) und des *Hauses der Sprache und Literatur* in Bonn (1994) eingesetzt; ebenso war er maßgeblich an der Einrichtung des *Literaturpreises Ruhrgebiet* (1986, heute: *Literaturpreis Ruhr*) und des *Kinderbuchpreises des Landes Nordrhein-Westfalen* (1989) beteiligt, und auch das Bestehen der *Filmstiftung Nordrhein-Westfalen* (1993) geht nicht zuletzt auf sein Wirken zurück.

Wenn Volker W. Degener von seinem »Doppelgeschäft«¹ spricht, meint er damit jedoch nicht diese beiden Tätigkeiten als Autor und als Verbandsfunktionär, sondern seine beiden Berufe als Schriftsteller und als Polizist, der er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2001 gewesen ist. Polizeiberuf und Schriftstellerei verhielten sich für Volker W. Degener nicht immer spannungsfrei zueinander. So gab es auf Seiten der Schriftstellerkollegen Vorbehalte gegenüber dem Polizisten, der 1978 für den Landesvorsitz im *Verband deutscher Schriftsteller* kandidierte; die Anti-Terror-Gesetzgebung jener Zeit, das Verbot nicht nur der Verbreitung, sondern auch des Bezugs verfassungsfeindlicher Schriften wurde von manchen als Beschränkung der Meinungsfreiheit, ja als Möglichkeit einer Zensur eingeschätzt.

Volker W. Degener tritt 1971 als Mitherausgeber von *Ulcus Molles Scenen-Reader* auf, der als sein Bucherstling angesehen werden kann, gleichwohl er dort mit keinem eigenen Text vertreten ist. Diese Mitherausgeberschaft hatte durchaus seine Brisanz, denn eine Seite dieser ersten Ausgabe des *Scenen-Readers* aus Josef »Bibi« Wintjes' Bottroper *Literarischem Informationszentrum* ruft zur »Solidarität mit der Roten Armee Fraktion!« auf², eine weitere zeigt die (allerdings ummontierten) Elemente der Titelseite des RAF-Pamphlets *Das Konzept Stadtguerilla* mit der ikonisch gewordenen schematisierten Darstellung einer Maschinenpistole³. Nun wäre es allerdings kurzschlüssig, daraus einen politischen Standpunkt, gar Sympathie für den RAF-Terrorismus ableiten zu wollen. Denn der *Scenen-Reader* »dokumentiert« alles und jenes, was die un-

¹ Volker W. Degener. Selm 2011 (= Selmer Lesungen 6), S. 18.

² *Ulcus Molles Scenen-Reader. Texte & Dokumentation der neuen deutschsprachigen Scene*. Hg. von Josef Wintjes, Frank Göhre und Volker W. Degener. Bottrop 1971, S. 26.

³ A.a.O., S. 6.

definierte ›Scene‹ einsandte. Eine Redaktion gab es lediglich im Zuständigkeitsbereich Volker W. Degeners: bei der Auswahl der literarischen Beiträge. Konfliktpotential hatte die Situation dennoch.

Als Autor hat Volker W. Degener immer wieder Einblicke in soziale Verhältnisse, die er in seinem Beruf als Polizist erhalten hat, literarisch verarbeitet.⁴ Vielfach richtet er den Blick auf Menschen an den sozialen Rändern der Gesellschaft, auf den Mann etwa, der »kein gewöhnlicher Penner« sein will und seine Lage zu reflektieren weiß (*Bommie*). Die 1976 im *Westfalenspiegel* publizierte Erzählung gliedert Degener wenig später in den Episodenroman *Heimsuchung* (1976) ein. In diesem Roman werden die einzelnen Kapitel durch die Berichte eines Reporters verbunden, der Interviews mit einer Gruppe von Leuten führt, die es sich am gesellschaftlichen Rand eingerichtet haben, die »von anderen als minderwertig abgetan werden und die doch nur ihr Recht auf ein menschenwürdiges Dasein in Anspruch nehmen wollen«⁵.

Der Blick auf soziale Realitäten dient bei Degener nicht selten einer literarisch angeleiteten Selbsterkenntnis: In

⁴ Vgl. Joachim Wittkowski: *Volker W. Degener, sein »Doppelgeschäft« und die Literatur im Ruhrgebiet. Anmerkungen zu seinem 70. Geburtstag*. In: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung*, Bd. 12. Hg. von Walter Gödden. Bielefeld 2012, S. 383-391, hier S. 384f., 386f. – Den durch die beruflichen Erfahrungen geschulten Blick nutzt Degener auch nach seiner Pensionierung, so etwa bei der Themenfindung und der Recherche zu *Ein besonderes Kaliber. Ein Tatsachen-Krimi* (2010): Auf das Thema wurde er durch ein Referat bei einem Seminar für Polizisten aufmerksam, und zur Recherche gehörte der Besuch der Tatorte (vgl. Björn Bowinkelmann: *Tatsache Mord. Volker W. Degener im Gespräch über seinen Kriminalroman, der den Mörder Eugen N. aus Wanne-Eickel charakterisiert*. In: *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Ausgabe Herne vom 4.12.2010).

⁵ Klaus Hübner: *Volker W. Degener*. In: *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Hg. von Heinz Ludwig Arnold. München. Stand: 104. Neulieferung 2013, S. 5.

der Erzählung *Zuneigung* (1992) ist eine blinde Museumsführerin die Protagonistin, die den männlichen Museumsbesucher ihr Handicap nicht erkennen und den Ich-Erzähler im offenen Erzählende verstummen lässt.

Solchen Geschichten wohnt Gesellschaftskritik inne, die sich in den 1970er Jahren – hier ist Degener erkennbar Zeitgenosse – politisch deutlich plakativer artikuliert: »Morgen fangen wir an richtige Männer zu werden«, heißt es bundeswehrkritisch im Rekrutenbrief *Liebe Mama* (1970). In der Erzählung *Laufbahn* (1973) werden auf Seiten der Polizeiführung »vielleicht schon rote zellen / im beamtenkörper« befürchtet, sodass (in zeitgemäß-modischer Kleinschreibung) als »warnung« – »wollen doch mal sehen«! – eine Versetzung ausgesprochen wird.

Volker W. Degeners Sensorium für soziale Gefahrenlagen richtet sich aber nicht nur auf Politisches oder Behördliches, sondern auch auf das Individuum, so etwa in den Erzählungen *An diesem Montag kam er nicht* (2009) und *Der Blumenmann* (2011). In beiden Texten geht es um Selbstjustiz, und in beiden Fällen ist am Ende der Tod eines Menschen zu beklagen. In dem einen Fall findet der Vater eines bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommenen Jungen den vermeintlich Schuldigen und bringt ihn um: einen Studenten, der mit dem Unfall jedoch nichts zu tun hatte. In dem anderen Fall jagt ein junger Vater in einem Krankenhaus dem Dieb einer Kamera hinterher, in der die Fotos seiner Frau und des neugeborenen Kindes gespeichert sind. Er stellt ihn und bringt ihn mit Gewalt dazu, die Kamera zurückzugeben. Später liest er in der Zeitung vom Fund einer Leiche im besagten Krankenhaus, deren Beschreibung zum Dieb der Kamera passt. Der didaktische Impetus dieser Erzählungen lässt sich durchaus auch als moralisches Bekenntnis zum Gewaltmonopol des Staates verstehen, vor allem aber als Eintauchen in die Psyche von Kriminalitätsopfern (und ihren Angehörigen), die schließlich selbst zu Tätern werden.

Gänzlich andere Töne schlägt Degener jedoch an, wenn er in *Abgesahnt* (1975) erzählt, wie Bankräubern verwertbare Fotos von der Tatausführung finanziell lukrativer erscheinen als die Beute – die Perversion medialen Interesses wird hier zu einem Thema, das im Kontext der Reichweite und Quotenorientierung von Massenmedien in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend stärker ins Bewusstsein getreten ist.

Sein didaktisches Engagement führt den Autor geradezu folgerichtig in die Jugendliteratur. Volker W. Degener versteht es dabei, psychosoziale Probleme von Jugendlichen und jungen Erwachsenen behutsam zu thematisieren und die unterschiedlichen Perspektiven von Personen aus dem sozialen Umfeld der Protagonisten zur Sprache zu bringen. Er bringt dabei die Intentionen seines polizeilichen und seines literarischen Berufs über die Literarisierung der Präventionsarbeit beziehungsweise die didaktische Ausrichtung der Literatur auf einen Nenner. In der Mobbing-Geschichte *Deine Chance, Anne* (2007) etwa heißt es, »Mobbing sei bei Jugendlichen oft eine Vorstufe krimineller Handlungen.« Der, dessen Worte hier in indirekter Rede wiedergegeben werden, ist »Polizist aus dem Jugendkommissariat« und Gast in einer Schulklasse – die Erzählung richtet sich nicht nur an jugendliche Mobbing-Opfer und -Täter, sondern auch an ihre Lehrer, die sich auf die Möglichkeit einer vertrauensvollen Kooperation mit der Polizei angesprochen fühlen dürfen.

Verstrickungen und verpasste Möglichkeiten, aufmerksam zu sein und zu helfen – Volker W. Degener scheut nicht davor zurück, die oft durch Hilflosigkeit oder Überforderung gekennzeichneten Perspektiven zu artikulieren, die Personen aus dem sozialen Umfeld eines jungen Suizidanten haben. »Wahrscheinlich hab' ich auch eine Portion Schuld dran«, lässt er einen Freund des Toten in *No satisfaction, no future* – (1985) sagen und: »Klar, da können Sie mir auch nicht helfen. Und er wird nicht mehr

lebendig davon.« Die Frage aber, ob das tragische Geschehen nicht hätte verhindert werden können, wenn Eltern, Freunde, Lehrer achtsamer gewesen wären, stellt sich gleichermaßen so unausgesprochen wie unweigerlich. Achtsamkeit allein aber, das weiß auch Volker W. Degener, reicht nicht aus, es bedarf auch der tätigen Hilfe. In der Erzählung *Mit Feuer und Flamme* (2005) ist es ein Kinderzirkus, der zu Selbstvertrauen verhilft (und für den es, wie eine Anmerkung zum Text samt Kontaktdaten besagt, ein reales Vorbild gibt⁶). Nicht wenige Erzählungen lassen die »Problembewältigung« geradezu als »Muster« erkennen.⁷ Zur grundlegenden Motivation des Erzählers Volker W. Degener gehört es aufzuzeigen, wie Gewalt entsteht und welche Auswirkungen sie hat; damit verbindet er die didaktische Hoffnung, einen Beitrag zu ihrer Vermeidung zu leisten.⁸

Auch wenn sich Volker W. Degener vor allem als Erzähler einen Namen gemacht hat, hat er sich über seine gesamte Autorenbiographie hinweg auch als Lyriker betätigt. Dass dieser Umstand weniger bekannt ist, mag daran liegen, dass er bislang keinen selbstständigen Gedichtband herausgebracht hat. Seine Gedichte finden sich, außer in seinen *Kehrseiten und andere[n] Ansichten* (1973), in zahlreichen Anthologien, gelegentlich auch in Zeitschriften oder in der Zeitung. Wie die Prosa ist vielfach auch die Lyrik Degeners von seinem sozialen Engagement gekennzeichnet. Das zeigt sich schon in dem Debüt-Gedicht *Trampen*

⁶ Es handelt sich dabei um den Zirkus *Schnick-Schnack* in Herne; vgl. Volker W. Degener: *Mit Feuer und Flamme*. In: *Ihr habt ja keine Ahnung!* Hg. von Reiner Engelman. Würzburg 2005, S. 146-157, hier S. 157.

⁷ Beate Kasper: *Volker W. Degener: Der »Null-Bock-Generation« auf der Spur*. In: *Lesarten Herne. 14 Autorenportraits*. Hg. von Joachim Wittkowski. Aktualisierte Neuausgabe Herne 2003, S. 139-150, hier S. 147.

⁸ Vgl. Wittkowski (s. Anm. 4), S. 384.

(1967), das im Sprachduktus moderner Lyrik konstatiert: »Gammler schlurft / An alternder Zukunft / Linksseitig gegen Mittag«. Die Gedichte *Gegen die Überstunden* (1969) und *Arbeiterhände* (1971) sind gleichermaßen sowohl Beispiele für Degeners Nähe zur Arbeiterliteratur als auch für sein Bemühen um lyrische Verknappung. Die Schule der *Literarischen Werkstatt Gelsenkirchen* und ihres (Co-)Leiters Hugo Ernst Käufer zeigt hier, so darf man vermuten, ihren Einfluss.

In Käufers *LGW* hat sich Degener, wie dem nur als »grauer« Publikation erschienenen *LGW*-Band *Dokumente Dokumente* (1969) zu entnehmen ist, der Diskussion seiner Texte gestellt⁹ und an der in der Region legendären Kaufhaus-Lesung vom 13. Dezember 1968 teilgenommen¹⁰. Folgerichtig ist er in den *LGW*-Anthologien *Beispiele Beispiele* (1969) und *revier heute* (1972) vertreten, und auch seine Sammlung *Kehrseiten und andere Ansichten* (1973) mit Kurzprosa und Lyrik steht in diesem Kontext, ist sie doch als dritter Band der *LGW*-Reihe *Anstöße* erschienen. *Die Zeit* attestierte seinerzeit »ein breites Spektrum sprachlicher Möglichkeiten«.¹¹

Wie sich zeigen sollte, gilt dies auch für die thematische Bandbreite seiner Lyrik. Soziale Problematiken sind ihm ebenso wenig fremd wie politische Lyrik. Vietnam bewegt ihn (*Endlösung*, 1973) und die Frage nach der Haltung zum Militär (*Entwicklung*, 1969; *Desertieren*, 1970). Neben solchen Themen, deren Zeitgenossenschaft unverkennbar ist, stehen andere, die lyrische Selbstreflexion betreiben: »es ist nicht mehr / alles / an seinem platz / was ich gebrauchen kann / ist wenig«, heißt es im *Finale*

⁹ Vgl. *Dokumente Dokumente. Die Literarische Werkstatt Gelsenkirchen in Presse, Rundfunk und Fernsehen 1967 bis 1969*. Hg. von Hugo Ernst Käufer. Gelsenkirchen 1969, Bl. [7], [23].

¹⁰ A.a.O., Bl. [28].

¹¹ W. Christian Schmitt: »Kehrseiten und andere Ansichten«, *Lyrik und Prosa von Volker W. Degener*. In: *Die Zeit* vom 30.3.1973.

(1973). Die Interpunktionslosigkeit bedingt eine grammatische Ambivalenz (der vierte Vers lässt sich als Relativsatz zum vorherigen und als Subjektnebensatz des sich anschließenden Satzes, d.h. als Zeugma interpretieren) und erzeugt eine literarische Sprache, die den Rezipienten in die gedankliche Bewegung des Textes einbindet.

Dagegen wirkt der lyrische Stil in späteren Jahren formal weniger artifiziell, fast geglättet; er nähert sich einem prosanahen Duktus an, der seinem Inhalt entgegenkommt: In einer vierbändigen Reihe von Jahreszeiten-Anthologien, die H.D. Gölzenleuchter in seiner *Edition Wort und Bild* herausgegeben hat¹², reflektiert Volker W. Degener »eine ahnung von glück« (*durchatmen*, 2015), die sich ihm in der bewussten Wahrnehmung der Natur einstellt. Dazu gehört auch der Eindruck, dass ein Schmetterling, »dieses samtgeflügelte ding«, das Subjekt der Beobachtung ist, als dessen Objekt sich das lyrische Ich fühlt; dieses steht sprachlich folgerichtig isoliert zwischen zwei vierversigen Strophen im Akkusativ (*glücksgefühl*, 2014). Der Wechsel der Jahreszeiten vermittelt ein »vertrauen darauf / dass nichts so bleibt« (*Ritual*, 2013). Die winterliche Stille fordert »meine gedanken« heraus (*Festhalten*, 2011), und im Gedicht *frühbeet* (2014) ist es die aufbrechende Erdkrume als »urkraft der basis«, die »ein überlebenszeichen« setzt und damit die Natur als Lehrmeisterin erscheinen lässt.

Im Schatten des Erzählers ist seit 2008 auch der Aphoristiker Volker W. Degener in Erscheinung getreten.¹³ »[...] jetzt kommt der auch schon in die Jahre«, hat Hugo Ernst Käufer im Nachwort zu Degeners Aphorismen-Erstling *Denk von mir, was du willst!* (2008) angemerkt und damit

¹² *Wintergarten. Gedichte*. [Hg. von H.D. Gölzenleuchter.] Bochum 2011; *Herbstblätter. Gedichte*. [Hg. von H.D. Gölzenleuchter.] Bochum 2013; *Frühlingstriebe. Gedichte*. [Hg. von H.D. Gölzenleuchter.] Bochum 2014; *Sommerflirren. Gedichte*. [Hg. von H.D. Gölzenleuchter.] Bochum 2015.

¹³ Vgl. Hübner (s. Anm. 5), S. 11.

auf die Einschätzung verwiesen, dass das Schreiben von Aphorismen oftmals die Sache älterer Autoren sei.¹⁴ Doch auch wenn sich Volker W. Degener erst spät mit dem Aphorismus angefreundet hat, weisen die schon in seiner frühen Lyrik zu beobachtende sprachliche Knappheit wie die Klarheit seiner Prosa-Diktion auf die Lust des Autors am ausgefeilten ‚Gedankensplitter‘ voraus.¹⁵ Und auch inhaltlich gibt es mit Blick auf das politische Engagement Anknüpfungspunkte, sodass Walter Gödden in dieser Hinsicht in den Aphorismen Degeners »eine Fortsetzung grundlegender Schreib- und Lebensmaximen mit anderen Mitteln« erkennt.¹⁶ Bei all dem nutzt der Autor die den Aphorismus kennzeichnende Prägnanz im Ausdruck eines Gedankens, um die Möglichkeiten der Rhetorik bisweilen geradezu sprachspielerisch einzusetzen.¹⁷ Zum Beispiel das Paradox: »Manche Umwege führen direkt heim.« (2008) Oder die Polysemie: »Um Gedanken lesen zu können, braucht man ein Buch.« (2013) Oder die Kontradiktion: »Ein gutes Gewissen profitiert von einem schlechten Gedächtnis.« (2015) Solch rhetorisches Spiel nötigt den Leser geradezu zum klärenden Nachgedanken, das heißt dazu, den im Aphorismus verknappten Gedanken zu entfalten und ihn sich damit anzueignen.

Dieses den Rezipienten involvierende didaktische Moment ist Zeugnis eines Literaturverständnisses, das im Dienst des Menschen und seiner sozialen Beziehungen steht und damit einer sich als Selbstzweck verstehenden

¹⁴ Hugo Ernst Käufer: »*Schreiben ist ohne Denkarbeit nicht möglich*«. In: Volker W. Degener: *Denk von mir, was du willst! Zeitgemäße Aphorismen*. Bochum 2008, S. 61-66, hier S. 61.

¹⁵ Vgl. Walter Gödden: *Nachwort*. In: Volker W. Degener: *Vorschau und Rücksicht. Hundert bedenkliche Aphorismen*. Bochum 2015, S. 59-64, hier S. 59f., 62.

¹⁶ A.a.O., S. 63

¹⁷ Vgl. Joachim Wittkowski: »*Ein guter Rufentsteht oft in aller Stille*«. In: Volker W. Degener: *Mit Gesten und Gästen. Hundert zeitgemäße Aphorismen*. Bochum 2013, S. 7-10, hier S. 8.

Kunst entgegensteht. Dies zeigt sich nicht nur an den literarischen Arbeiten Volker W. Degeners, sondern auch an seinen kritischen und theoretischen Texten, die, gleichwohl sie nicht zu seinen Arbeitsschwerpunkten gehören, seine Autorenbiographie begleiten. Helmut Heißenbüttels *Textbuch* rezensiert er unter der kriteriengebenden Fragestellung: »Sind Heißenbüttels Texte wichtig? Sind sie gesellschaftsbezogen?« Die Beantwortung der Frage offenbart die kritische Distanz Degeners zu einer artifiziell auftretenden Literatur: Heißenbüttels Texte »können [...] auch als gesellschaftsbezogen erscheinen«, gesteht er dem *Textbuch* zu – aber »der Vorwurf der avantgardistischen Selbstbefriedigung und elitären Arroganz« lässt keinen Zweifel an Degeners literaturkritischen Kriterien und seinem Selbstverständnis als Autor aufkommen (*Intellektueller Wortverschnitt*, 1972).

So kann es kaum überraschen, dass für Volker W. Degener »Kritikbereitschaft für die Autoren die erste Bürgerpflicht« ist, wie er in seinem Beitrag für den *Scenen-Reader* 72, *ADORNO: Künstler sind anachronistische Heimarbeiter* (1973) ausführt. Seine Zustimmung finden daher Autorinnen wie Liselotte Rauner für ihre Arbeit am »Weg zur Mündigkeit« (*Kurz und mündig*, 1973) und Otti Pfeiffer für ihre »andere, neue Perspektive« in der »Anlaufphase der Frauenbewegung« (*Ich hatte mir Glück anders vorgestellt*, 2016). An Kurt Küthers Werk schätzt er »die hohe Glaubwürdigkeit« (*Der letzte schreibende Kumpel*, 2016). In einer Rezension von Kurzgeschichten Josef Redings findet sich der Begriff, unter dem sich solch literaturkritisches Lob rubrizieren lässt: »Humanität« (*Nicht von Pappe*, 1977). Für Volker W. Degener verbindet sich damit stets die gesellschaftliche Perspektive, letztlich der Gebrauchswert der Literatur. Und der ergibt sich nicht nur durch die Lektüre und deren Folgen für das Denken und Handeln des Rezipienten, sondern auch durch das Schreiben selbst. Dies gilt besonders dann, wenn sich jemand so

»ein drängendes Bedürfnis« von der Seele schreibt, wie dies die Strafgefangenen tun, deren Texte in der Anthologie *Gemeinsam einsam* (2015) gesammelt sind ([Rez.] *Gemeinsam einsam*, 2016). Oder wenn sich junge Autorinnen und Autoren mit ihrer Lyrik »eine geistige Schutzzone schaffen« (Vorwort, 2017). Es sind solche Hintergründe, die am Rand des Literaturbetriebs den Wert von Literatur vor Augen führen: »[...] das Wesen des Schreibens heißt Überleben« (*Anschreiben gegen das Vergessen*, 2014). Auf diesen (zitierten¹⁸) Nenner bringt Volker W. Degener seine Würdigung Hugo Ernst Käufers, seines Mentors aus jungen Autorenjahren und Freundes.

In seinem kurzen Text *Im Rückblick* (2018) kann Volker W. Degener die Frage, wie er seine Autoren- und Funktionärstätigkeit neben seinem Beruf als Polizist habe ausüben können, »nicht logisch beantworten«. Man mag hierin eine Parallele zu Hugo Ernst Käufer sehen: Beide haben neben ihrem Brotberuf nicht nur unermüdlich literarisch gearbeitet, sondern sich zudem in zahlreichen Institutionen eingesetzt. Literatur, zumal eine sozial engagierte, gewinnt so einen ›Sitz im Leben‹, dessen Reflexion sich wiederum im Medium der Literatur vollzieht.

Die vorliegende Auswahl präsentiert einen Querschnitt durch Volker W. Degeners literarische Arbeiten. Sie verzichtet bewusst auf Auszüge aus Romanen, die leicht in Bibliotheken aufgefunden werden können. Stattdessen versammelt dieses Lesebuch Erzählungen, Gedichte, Aphorismen und kritische Texte sowie Selbstauskünfte des Autors. Diese Texte sind zum Teil an nicht leicht greifbaren Stellen erschienen und werden daher einer breiteren Öffentlichkeit so wieder zugänglich gemacht.

¹⁸ Vgl. den Vorspruch zur Gedichtsammlung *Im Steinbruch des Vergessens* in: Hugo Ernst Käufer: *Zwischenbericht oder Als die Wörter das Laufen lernten. Gedichte. Aphorismen. Stücke. Essays. Reden* (1997-2007). Düsseldorf 2007, S. 30.

Textnachweise

Reif, Trampen in: Die Welt, 20.2.1967 – *Kleines Spiel, An manchen Ufern* in: Westfalenspiegel. H. 5 (1967) – *Zukunft* in: Stimmbruch. H. 5 (1968) – *Gegen die Überstunden, Entwicklung* in: Beispiele Beispiele. (1969) – *Mißgeburt* in: Westfalenspiegel. H. 1 (1969) – *Desertieren* in: »Soll ich gehn in die Armee ...?« (1970) – *Arbeiterhände* in: Schrauben haben Rechtsgewinde (1971) – *artmäßige festlegung, erziehung, bildungsurlaub*, in: revier heute (1972) – *Fortschritte, Segel, Caput, Auch morgen und übermorgen, Ärgernisse, Konversation, Endlösung, Das Mikrophon, Finale* in: Volker W. Degener: Kehrseiten und andere Ansichten (1973) – *Verschickung* in: Hugo Ernst Käufer: Stationen (1977) – *glücksgefühl, frühbeet* in: Frühlingstriebe (2014) – *Sommerbad Herne, durchatmen* in: Sommerflirren (2015) – *Zufrieden, Ritual* in: Herbstblätter (2013) – *Festhalten* in: Wintergarten (2011) – *Aphorismen I* in: Volker W. Degener: Denk von mir, was du willst! (2008) – *Aphorismen II* in: Volker W. Degener: Mit Gesten und Gästen (2013) – *Aphorismen III* in: Volker W. Degener: Vorschau und Rücksicht (2015) – *Mitfahren* in: Westfalenspiegel. H. 5 (1968) – *Liebe Mama* in: »Soll ich gehn in die Armee...?« (1970) – *Der Auftrag* in: revier heute (1972) – *Laufbahn* in: Volker W. Degener: Kehrseiten und andere Ansichten. (1973) – *Abgesahnt* in: Literarische Hefte. H. 48 (1975) – *Bommie* in: Westfalenspiegel. H. 3 (1976) – *Theater mit Ali*, in: Volker W. Degener: Einfach nur so leben. (1978) – *Das allerbeste Stück* in: Augenblicke der Erinnerung. (1991) – *Zuneigung* in: Eine materialisierte Philosophie des Werkes von Gerhard C. Kohlstädt. (ca. 1992) – *An diesem Montag kam er nicht* in: Hängen im Schacht (2009) – *Der Blumenmann* in: Schicht im Schacht (2011) – *Okay, geht niemand was an, No satisfaction, no future* – in: Volker W. Degener: No future? (1985) – *Mit Feuer und Flamme* in: Ihr habt ja keine

Ahnung! Wie Gewalt entstehen kann – Schülerbiographien (2005) – *Deine Chance, Anne* in: Keiner hat was gesehen! Texte über Gewalt an der Schule (2007) – *Intellektueller Wortverschnitt* in: Publikation. H. 4 (1972) – *A-DORNO: Künstler sind anachronistische Heimarbeiter* in: Szenen Reader 72 (1973) – *Kurz und mündig* in: Westfalenspiegel. H. 10 (1973) – *Vom kaputten Kohlenpott* in: Westfalenspiegel. H. 10 (1975) – *Nicht von Pappe* in: Deutsche Volkszeitung, 8.12.1977 – *Ratten, Schmeißfliegen und ihre Produkte* in: Die Neue Gesellschaft. H. 4 (1980) – *Wer ist denn hier im Abseits?* in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 13.2.1982 – *Anschreiben gegen das Vergessen* in: Für H.E.K. In Erinnerung an Hugo Ernst Käufer (2014) – *Ich hatte mir Glück anders vorgestellt, Der letzte schreibende Kumpel* in: Vom Heimatroman zum Agitprop (2016) – *Gemeinsam einsam* in: Der Emscherbrücher. Bd. 17 (2016/17) – *Vorwort* in: noch dunkel schon hell. Hg. von Volker W. Degener. Düsseldorf 2017 – *Wie kam es, dass Sie vom Polizisten zum Schriftsteller gekommen sind?* in: Selmer Lesung 6: Volker W. Degener (2011) – *Fast zwanzig Jahre danach* in: Anstöße. Texte. Bilder. Begegnungen. Hugo Ernst Käufer zum 60. Geburtstag (1987) – *Haben Sie, nicht nur als Polizist, sondern auch als Schriftsteller, eine besondere Nähe zum Ruhrgebiet?* in: Selmer Lesung 6: Volker W. Degener (2011) – *Vorwort* in: noch dunkel schon hell (2017) – *Im Rückblick: Originalbeitrag* (2018)

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katharine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kampfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Friedrich Wilhelm Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81).